

*Ein Tag in den Interims:
Im Abenteuerland*

*Baumaterial im Fokus:
Die Steine der Pharaonen*

*Umfrage zum Thema Erinnerung:
Ein globalisiertes Gedächtnis?*

*Die Geschichte eines besonderen Tempels:
In Tibets Tal der Könige*

*Neues Buch von Namenforscher Udolph:
Vorsicht Virus!*

*Spektakulärer Analyse-Befund auf Rügen:
Älteste Fachwerkkirche Deutschlands entdeckt*



journal

Schlüsselqualifikationen

Neue Angebote zum Querdenken

Inhalt**UniVersum**

Nachrichten	2
Bild vom Bau	3
Interview zu Öffnungszeiten der Bibliothek	4
Marx-Relief gereinigt	5

Gremien

Senatssitzungen im Oktober	5
----------------------------	---

Forschung

In Tibets Tal der Könige	6
Forschung zu Kognitionswissenschaft vor dem Abschluss	9
Älteste deutsche Fachwerkkirche entdeckt	10

Fakultäten und Institute

Institut für Nichtklassische Chemie steht ab 2008 wirtschaftlich auf eigenen Füßen	11
Die Steine der Pharaonen	13

UniCentral

Interview über die künftigen Angebote für Schlüsselqualifikationen	15
Studierende wollen kommunizieren können	16
Übersicht über die Schlüsselqualifikationsmodule	17
Der qualifizierte Querdenker	18

Studiosi

Ein globalisiertes Gedächtnis?	20
„Global Studies“ gestartet	21
Neue Studierende erlebten neue Imma-Feier	22
Neue StuRa-Sprecher	23
Ein Tag in den Interims	24

Personalia

Der neue Leibniz-Professor Tecumseh Fitch	27
Eberhard Zeidler zum 65.	28
„Professor Udo Buch der Namen“	28
Ehrendoktorwürden vergeben	29/30
Amtseinführung des neuen Kanzlers	31
Kurz gefasst / Geburtstage	32

Jubiläum 2009

Neues Buch zur Uni-Geschichte	34
Junggrammatiker machten von sich reden	35
Gesichter der Uni: Karl Bücher	37
Die Geschichte des Fürstenhauses	38

Habilitationen und Promotionen	32
Am Rande	26
Nomen	31
Impressum	2

Titelbild: Oliver Weiss

Nutzen und Nachteil der Schlüsselqualifikationen

„Übrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.“ Mit diesem Goethe-Zitat beginnt Nietzsche in den Unzeitgemäßen Betrachtungen, um „Wissen, bei dem die Tätigkeit erschlaft“, als nicht lebensdienlich zu bezeichnen. Zwar führt er dies nur am Beispiel der Historie aus, doch lässt sich der Gedanke durchaus in der ständig erhobenen Forderung nach mehr Praxis- und Berufsorientierung in der universitären Ausbildung wiedererkennen.

„Schlüsselqualifikationen“ sollen dem abhelfen. Andere Begriffe für dieselbe Sache sind: berufsfeldorientierte Zusatzqualifikationen, social skills und soft skills. Die Studienreform hat diese Begriffe wie eine Bugwelle vor sich her geschoben; dabei sind ihre Inhalte immer flacher und ihre Konturen immer undeutlicher geworden. Qualifizierungsprogramme in „Power Point“ oder in „Stil und Etikette“ machen ein richtiges und notwendiges Konzept lächerlich.

Schlüsselqualifikationen erfüllen ihren „Schlüssel“-Anspruch (im Sinne des Nietzsche-Zitats) nur dann, wenn sie Interdisziplinarität als Bestandteil der Lehr- und Lernkultur bereits während des Bachelorstudiums etablieren. Aus ihnen muss sich ein fachübergreifendes Denken entwickeln, das später in berufspraktische Anwendungsmöglichkeiten übersetzt werden kann. Potenziale dieser Art entstehen prinzipiell an allen Wissenschaftsfronten; besonders vernachlässigt worden sind sie freilich dort, wo Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften den Natur- und Technikwissenschaften begegnen.

Die Leipziger Schlüsselqualifikationen (im Akademischen Senat im März 2005 einstimmig verabschiedet) beanspruchen zweierlei: 1. eine besonderen Form der Transdisziplinarität und 2. die gleichzeitige Verankerung im jeweiligen Fachcurriculum. Daraus ergeben sich zwei Programmpunkte: 1. Die disziplinäre Ausbildung wird ergänzt durch fachnahe Zusatzqualifikationen, weiterhin durch Praktika, Auslandserfahrung etc. Solche Formen der Qualifikation sind auch schon bisher angeboten worden. Dazu kommt nun als neues Element 2. ein fakultätsübergreifendes Angebot, in dem 13 Fakultäten mehr als 20 Module anbieten werden, um spezifische, über die Grenzen der eigenen Fachdisziplin hinausreichende Einsichten und Fähigkeiten zu vermitteln. In allen Bachelorstudiengängen ist dafür ein Modulfenster in der Größenordnung von 10 Leistungspunkten (1 Modul) reserviert. Von bisherigen Formen des Studiums unterscheidet sich diese Regelung durch ihre Verbindlichkeit: Das Lehrangebot ist festgelegt und in der Struktur verankert, wird also verlässlich angeboten und verliert auch deshalb den überkommenen Charakter einer bloßen Kürübung. Schlüsselqualifikationen, so verstanden, werden ein (!) wichtiges Element sein, um der Nietzsche-Forderung nach „belebendem“ Wissen gerecht zu werden. Sie tragen dazu bei, das Studium interessanter und professioneller zu machen. Auch uns sollte alles „verhasst“ sein, was diesen doppelten Anspruch unterläuft – nicht zuletzt deshalb, weil dann der mögliche Nutzen in einen sicheren Nachteil für das berufliche Leben umschlagen würde.

Prof. Dr. Charlotte Schubert,
Prorektorin für Lehre und Studium

Ausstellung zur Rektorkette

Die Ausstellung zum 150. Jubiläum der Rektorkette läuft unter einem neuen Namen in der Studiensammlung der Universität. „Zier und Zeichen“ ist die Schau überschrieben, deren Öffnungszeiten in *Journal* 5/05 versehentlich unvollständig wiedergegeben wurden. Interessierte Besucher können die Exponate noch bis zum 2. Dezember montags von 11 bis 17 Uhr und dienstags bis freitags von 10 bis 17 Uhr in Augenschein nehmen. Die Redaktion bittet, das Versehen zu entschuldigen. r.



Das Zentralmedaillon der Rektorkette mit dem Großen Siegel der Universität.

Foto: Karin Kranich, Kustodie

Journal

Mitteilungen und Berichte für die Angehörigen und Freunde der Universität Leipzig

Herausgeber: Rektor der Universität Leipzig,
Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Redakteur: Carsten Heckmann

Ritterstr. 26, 04109 Leipzig

Tel.: 03 41 97-3 50 24, Fax: 03 41 97-3 50 29

E-Mail: heckmann@uni-leipzig.de

Vi.S.d.P.: Volker Schulte

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder.

Gesamtherstellung: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Gutenbergstraße 1, 04600 Altenburg

Anzeigen: Druckerei zu Altenburg GmbH,

Ansprechpartnerin: Ingeborg Keller

Tel.: 0 34 47 55 51 53

E-Mail: ingeborg.keller@dza-druck.de

Das Journal kann gegen Übernahme der Versandkosten bezogen werden bei:

Leipziger Universitätsverlag GmbH

Oststraße 41, 04317 Leipzig

Tel./Fax: 03 41 9 90 04 40

E-Mail: info@univerlag-leipzig.de

Die Redaktion behält sich vor, eingesandte Artikel zu redigieren und zu kürzen. Bei unverlangt eingesandten Manuskripten besteht keine Gewähr für einen Abdruck.

Der Nachdruck von Artikeln ist gestattet, sofern die Quelle angegeben wird. Ein Belegexemplar an die Redaktion wird erbeten.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 27. 10. 2005
ISSN 1860-6709

Universität vertieft Kontakte nach China

Bestehende Kontakte beleben und neue Kontakte knüpfen, das gelang Rektor Prof. Dr. Franz Häuser Ende Oktober in Peking und Shanghai. In Gesprächen mit Präsidenten der jeweiligen Universitäten erörterte er außerdem Fragen der Hochschulentwicklung in China und in Europa und informierte sich über die vielfältig spürbare Öffnung der chinesischen Universitäten.

In Peking verlängerte Häuser den Partnerschaftsvertrag aus den 1960er Jahren mit der Renmin-Universität und leistete Schützenhilfe für die Kontakte der Sportwissenschaftlichen Fakultät zur Pekinger Sportuniversität. Im quirligen Schanghai bemühte er sich gemeinsam mit dem Leiter des Akademischen Auslandsamts, Dr. Svend Poller, um die Kooperation zur renommierten Tongji-Universität sowie Beziehungen der Erziehungswissenschaften zur East China Normal University.

Die Tongji-Universität wurde 1907 von einem deutschen Mediziner gegründet; sie wird heute von zahlreichen deutschen Großunternehmen gefördert und pflegt mit

mehreren deutschen Hochschulen einen wissenschaftlichen Austausch. Der Rektor sprach mit Vertretern der Medizinischen Fakultät, der Germanistik, der Architektur und Stadtplanung und der Rechtswissenschaft. Ein besonderes Erlebnis vermittelte die Darbietung von klassischen deutschen Musikstücken durch Studierende der Musikwissenschaften. Diese Abteilung wurde 2005 errichtet und ist auf der Suche nach internationalen Partnern.

Der Aufenthalt bot zudem Gelegenheit, bei einer internationalen Bildungsmesse – der *China Education Expo 2005* – die Universität Leipzig auf einem gemeinsamen Stand mit der TU Chemnitz zu präsentieren.

Professor Häuser und Dr. Poller waren in einer Delegation mit Vertretern anderer Leipziger Hochschulen, der Stadt Leipzig, der Leipziger Messe und der hiesigen Wirtschaft unterwegs. Die Zusammensetzung der Delegation stellte die von den chinesischen Partnern sehr geschätzte Vernetzung unter Beweis.

r.

Leipziger Wissenschaftspreis 2006 zu vergeben

Die Universität Leipzig, die Stadt Leipzig und die Sächsische Akademie der Wissenschaften schreiben erneut den Leipziger Wissenschaftspreis aus. Der mit 10000 Euro dotierte Preis wird verliehen für Arbeiten, die das Ansehen Leipzigs als einer Stadt der Wissenschaften ausweisen und stärken. Bewerben können sich Wissenschaftler, die aus der Region Leipzig kommen oder in ihr tätig sind bzw. waren. Preiswürdig sind zudem auswärtige Arbeiten, die einen sachlichen Bezug zur Region Leipzig aufweisen.

Es kann sich bei den eingereichten Arbeiten um Dissertationen oder Habilitationsschriften, aber auch um andere Arbeiten bereits ausgewiesener Wissenschaftler handeln. Dem interdisziplinären Aspekt der Arbeiten wird besonderes Gewicht beigemessen. Über die Verleihung des Preises entscheidet eine Jury von neun Wissen-

schaftlern. Vorschläge für den Leipziger Wissenschaftspreis 2006 nimmt die Jury schriftlich entgegen. Die Vorschläge sind zu richten an:

Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig

– Generalsekretärin Dr. Ute Ecker –

Karl-Tauchnitz-Str. 1

04107 Leipzig

Dem Vorschlag muss eine ausführliche schriftliche Begründung beigelegt sein. Eigenbewerbungen sind möglich. Die Einreichung der zur Prämierung vorgesehenen Arbeiten muss zum 15. Dezember 2005 erfolgen. Der Preis wird im Rahmen der Öffentlichen Frühjahrssitzung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig am 7. April 2006 überreicht. Der Preisträger erhält dabei Gelegenheit zu einem wissenschaftlichen Vortrag. r.

Das Bild vom Bau



Es geht zügig voran: Das Fundament der neuen Mensa ist inzwischen fertig.

Foto: Dietmar Fischer

„Legitime Erwartung“

In der Bibliothek bis 24 Uhr – eine vorerst einmalige Chance

Am 24. Oktober findet deutschlandweit stets der Tag der Bibliotheken statt. Just an diesem Tage wurde 2002 die Universitätsbibliothek Leipzig (UBL) nach fast zehnjähriger Restaurierung wiedereröffnet. Aber nicht nur das: 1891 wurde die Bibliotheca Albertina am 24. Oktober feierlich eingeweiht. In diesem Jahr nun war sie am 24. Oktober erstmals bis 24 Uhr geöffnet. Die Nutzer zeigten sich angetan von diesem vorerst einmaligen Angebot. 278 von ihnen arbeiteten auch noch in der letzten Stunde vor Mitternacht in den Lesesälen. Über den Hintergrund der Aktion spricht die kommissarische UBL-Leiterin Charlotte Bauer im Interview mit dem *Uni-Journal*.

Frau Bauer, sind Sie vom Erfolg überrascht?

Nicht wirklich. Wir haben sehr viel Werbung gemacht für diesen Tag. Und ich habe schon mal reingesehen in die Antworten auf unsere laufende Nutzerumfrage – der Wunsch nach längeren Öffnungszeiten könnte eindeutiger kaum sein. Aber natürlich war das der erste Praxis-Text, wie es denn aussieht, wenn wirklich länger geöffnet ist.

Natürlich werden nun viele Nutzer erwarten, dass die Bibliothek regelmäßig in den Abendstunden geöffnet bleibt.

In der Tat, und das ist völlig legitim. Eine Universität muss sich überlegen, was sie für ihre Reputation tut – und da ist die Leistungsfähigkeit ihrer Bibliothek aus meiner Sicht ein ganz entscheidender Punkt. Für eine große Leistungsfähigkeit wiederum braucht man ausreichend Personal und studentische Hilfskräfte. Ich denke, das muss diskutiert werden. Wir wissen alle, dass die Ressourcen begrenzt sind, aber im Interesse der Studierenden müssen wir eine Lösung finden.

Wie kann die aussehen?

Wir müssen zum Beispiel über andere Modelle nachdenken. Andere Bibliotheken

haben bis 23, 24 Uhr geöffnet, allerdings ohne Service, das heißt, der letzte bibliothekarische Mitarbeiter verlässt um 18 Uhr das Haus. Alles Weitere wird über Wachdienste und studentische Hilfskräfte geleistet.

Könnten Umstrukturierungen in diese Richtung eine Öffnungszeit bis 24 Uhr bringen?

Das strebe ich letztendlich an, aber da müsste die Universität schon deutlich mehr an Personalmitteln dazutun. Was wir durch Umstrukturierungen leisten könnten, wäre wohl eine Öffnung bis 22 Uhr.

Die Universitätsbibliothek in Konstanz ist rund um die Uhr geöffnet. Für Leipzig utopisch?

Ja, und ich halte das auch für nicht wirklich notwendig. Da müssen Aufwand und Nutzen schon noch in einem vernünftigen Verhältnis stehen.

Im Ranking der Wochenzeitung „Die Zeit“ hat die Leipziger Universitätsbibliothek nicht gut abgeschnitten ...

... was für uns ja der Anlass war, die Nutzerumfrage zu starten, die noch bis zum 15. Dezember läuft. Dort war die Rede von schlechter Ausstattung – das würde ich dann schon gerne genauer wissen. Wir fragen die Nutzer also nun, wie sie unsere Bestände einschätzen, die Öffnungszeiten, die Datenbanken, die Schulungsangebote und so weiter.

Interview: Carsten Heckmann

Regel Betrieb zu einer ungewöhnlichen Stunde: Am 24. Oktober war die Universitätsbibliothek bis 24 Uhr geöffnet.

Fotos: Carsten Heckmann



Marx-Relief gereinigt

Der sich gegenwärtig vollziehende Neu- und Umbau des Universitätscampus am Augustusplatz hat auch Konsequenzen für die im zentralen Universitätskomplex befindlichen Kunstwerke. So wurde das von den Künstlern Ruddigkeit, Kuhrt und Schwabe geschaffene Bronzerelief am Eingang des ehemaligen Hauptgebäudes in Vorbereitung der Demontage gereinigt. Wie nähere Untersuchungen ergeben haben, kann das Kunstwerk im Übrigen nicht als Ganzes demontiert werden, sondern muss – wie auch bei der Aufstellung Anfang der 1970er Jahre – in mehrere Teile zerlegt werden. Zum künftigen Standort laufen noch Verhandlungen zwischen der Stadt und der Universität. Letztere favorisiert eine Aufstellung in der Nähe der Moritzbastei. Zuvor ist eine Zwischenlagerung erforderlich, die unter der Regie des Staatsbetriebs Sächsisches Immobilien- und Baumanagement erfolgt. *V. S.*



Eingerüstet für die Reinigung: das Marx-Relief.

Foto: Carsten Heckmann

Ja zu Zukunftskonzept und Personalvorschlägen

Sondersitzung des Senats am 11. Oktober

1. Eingangs begrüßte Rektor Prof. Häuser die neugewählten Dekane Frau Prof. Beck-Sicking (Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie) und Prof. Diedrich (Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät) und die wiedergewählten Dekane Prof. Heyer (Fakultät für Mathematik und Informatik), Prof. Krug (Sportwissenschaftliche Fakultät) und Prof. Tschirner (Philologische Fakultät) im Kreise des Senats herzlich.

2. Der Senat befasste sich mit der Antragsskizze der Universität Leipzig für die Förderlinie „Zukunftskonzepte zum projektbezogenen Ausbau universitärer Spitzenforschung“ im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder. Nach ausführlicher Diskussion stimmte der Senat dem vom Prorektor für Forschung und wissenschaftlichen Nachwuchs vorgestellten Konzept mit dem Titel „Die Volluniversität im 21. Jahrhundert“ einstimmig zu.

3. Der Senat nahm davon Kenntnis, dass das Rektoratskollegium zum 30. September 2005 bei der DFG eine Absichtserklärung für die Beantragung eines Exzellenzclusters zum Thema „Regenerative Therapien“ eingereicht hat. Der ursprüngliche Antrag für ein entsprechendes DFG-Forschungszentrum war von internationalen Gutachtern herausragend – als eines der drei besten – begutachtet, aber nicht zur Förderung ausgewählt worden.

Sitzung des Senats am 18. Oktober

1. Der besondere Willkommensgruß von Prorektor Prof. Schlegel, der den Rektor vertrat, galt den neu- bzw. wiedergewählten Dekanen, den Professoren Ratzmann (Theologische Fakultät), Goerlich (Juristenfakultät), Denzel (Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften), Marx (Erziehungswissenschaftliche Fakultät), Fach (Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie), Butz (Fakultät für Physik und Geowissenschaften), Papp (Fakultät für Chemie und Mineralogie) und Fehllhaber (Veterinärmedizinische Fakultät).

2. Der Senat befasste sich mit Berufungsangelegenheiten, das betraf Ausschreibung und Berufungskommission für die von der Medizinischen Fakultät durch eingeworbene Drittmittel in diesem Bereich selbst aufgebrachte Professur „Experimentelle Rheumatologie“ (W2); Ausschreibung für die durch die Wüstenrot Stiftung geförderte Stiftungsprofessur „Management/New Public Management“ (W3); Berufungsvorschläge für „Kultursoziologie“ (W3) und „Kinderchirurgie“ (W3).

Der Senat stimmte dem Antrag der Medizinischen Fakultät zu, PD Dr. med. habil. Michael Schön, Chirurgische Klinik und Poliklinik II, das Recht zur Führung der Bezeichnung „Außerplanmäßiger Professor“ zu verleihen, ebenso dem Antrag der

Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, dem an die TU Dresden versetzten Prof. Dr.-Ing. Kai-Uwe Graw für die Zeit von Oktober 2005 bis September 2008, in der er noch Lehr- und Forschungsaufgaben an der Universität Leipzig wahrnimmt, die mitgliedschaftsrechtliche Stellung eines Hochschullehrers der Universität Leipzig zu übertragen.

3. Der Senat billigte die Personalvorschläge des Rektoratskollegiums – die Dekane Prof. Denzel, Prof. Heyer und Prof. Fehllhaber, die wissenschaftliche Mitarbeiterin Frau Dr. Emsel und der Studierendenvertreter D. Röthig – für die erforderliche Neubesetzung der Kommission zur Verleihung der Leipziger Universitätsmedaille.

4. Der Senat bestätigte als Termin der Konzilsitzung zur Wahl des Rektors und der Prorektoren den 1. November 2006 und als Termine für die Senatssitzungen im Kalenderjahr 2006 den 17. Januar, 14. Februar, 14. März, 11. April, 9. Mai, 13. Juni, 11. Juli, 12. September, 10. Oktober, 14. November und 12. Dezember.

Prof. Dr. F. Häuser
Rektor

V. Schulte
Pressesprecher

In Tibets Tal der Könige

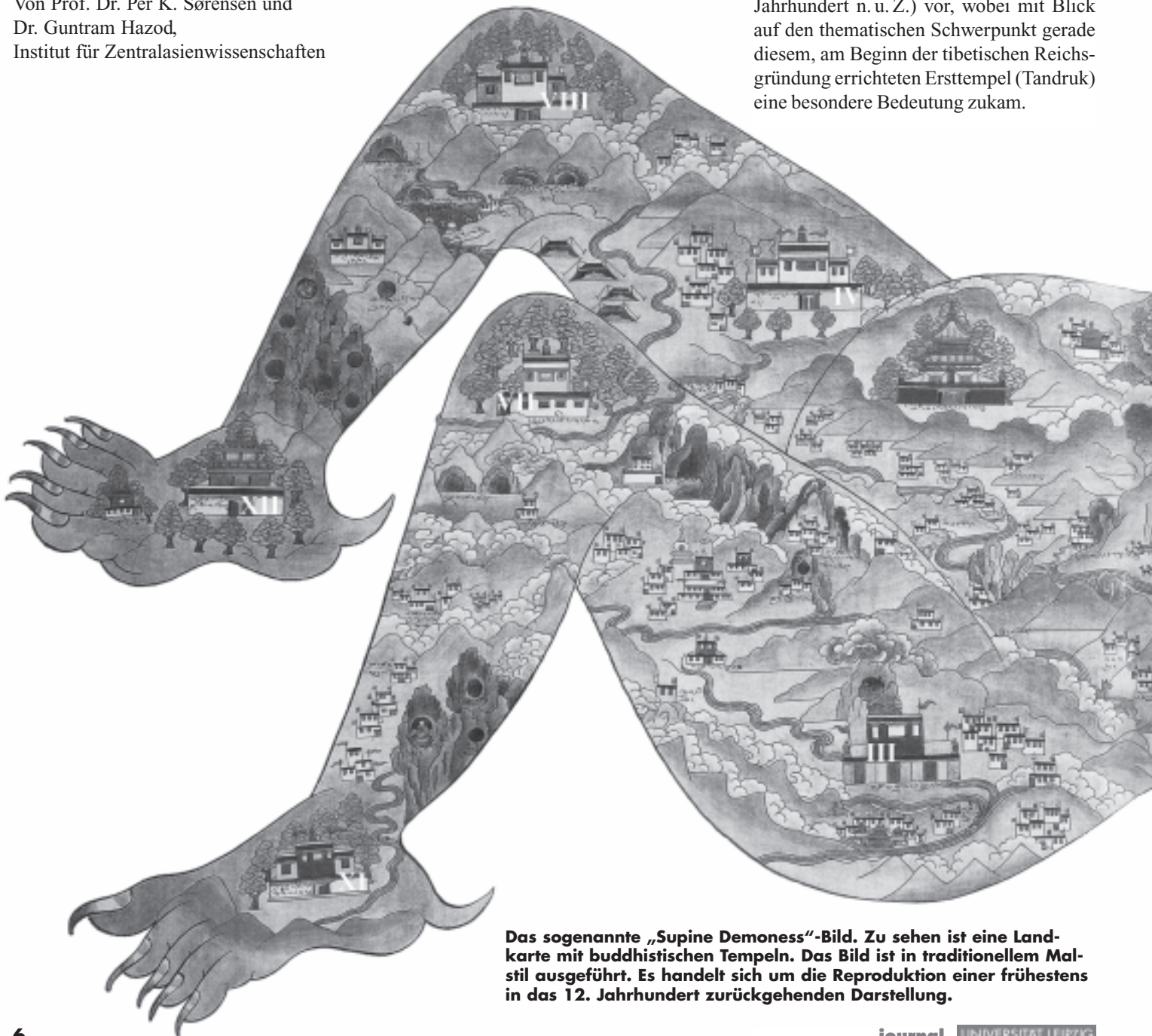
Die Geschichte eines besonderen Tempels

Von Prof. Dr. Per K. Sørensen und
Dr. Guntram Hazod,
Institut für Zentralasienwissenschaften

Wer vom Tal der Könige hört, denkt an Ägypten, Theben, Tutanchamun. Doch ein solches Tal gibt es auch hoch oben auf dem Dach der Welt – es ist die Wiege der tibetischen Kultur und Zivilisation. Dort stand auch der alte königliche Tempel von Khra'brug (sprich: Tandruk). Zu dessen Geschichte und Kult liegt nun eine Studie vor, die im Zuge eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanzierten Forschungsprojektes am Institut für Zentralasienwissenschaften entstanden ist. Die langjährige Forschungsarbeit fand in Zusammenarbeit mit der Tibetischen Akademie für Sozialwissenschaften in Lhasa (TASS) statt, mit der das Institut seit vielen Jahren kooperiert, namentlich mit Pro-

fessor Tsering Gyalbo, Leiter der Abteilung für Religiöse Studien. Die fruchtbringende Zusammenarbeit mit der Akademie verdankt das Institut der wissenschaftlichen Verbindung mit Forschungsstellen in Wien und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die als eines der wenigen europäischen Institute ein offizielles Abkommen mit der Lhasa Akademie hat. In das DFG-Projekt eingebunden war auch ein Beitrag des Architekten Dr. Reinhard Herdick (München), der die Studie durch architektonische Planzeichnungen des Tempels bereicherte.

Bislang lagen noch keine architektonischen Dokumentationen zu Bauten aus der Frühphase des tibetischen Buddhismus (respektive aus der dynastischen Periode, 7.–9. Jahrhundert n. u. Z.) vor, wobei mit Blick auf den thematischen Schwerpunkt gerade diesem, am Beginn der tibetischen Reichsgründung errichteten Ersttempel (Tandruk) eine besondere Bedeutung zukam.



Das sogenannte „Supine Demoness“-Bild. Zu sehen ist eine Landkarte mit buddhistischen Tempeln. Das Bild ist in traditionellem Malstil ausgeführt. Es handelt sich um die Reproduktion einer frühestens in das 12. Jahrhundert zurückgehenden Darstellung.

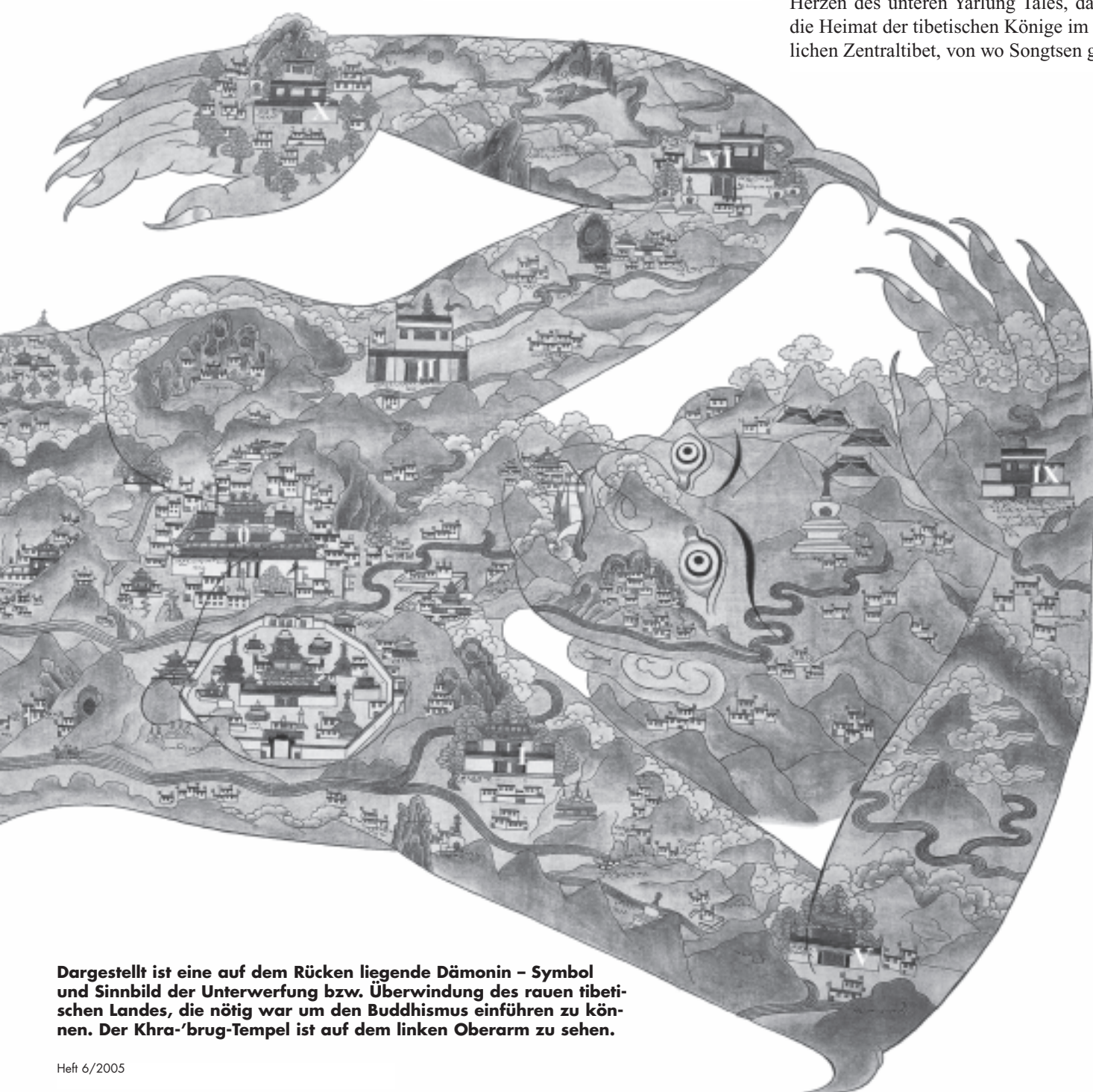
Die Studie geht nun der Frage nach, in welcher Form die Tempelarchitektur jene, mit der Reichsgründung und der Einführung des Buddhismus einhergehenden interkulturellen Rezeptionen widerspiegelt und woran sich im Baustil die notwendigen Assimilationsprozesse mit der ursprünglichen tibetischen Architektur erkennen lassen. Neben ihrem wissenschaftlichen Wert im engeren Sinn sind die architektonischen Detailstudien auch wichtig im Kontext gegenwärtiger und zukünftiger Kulturgut erhaltender Maßnahmen in der Autonomen Region Tibet.

Im Gegensatz zum Jo-khang-Tempel (*alias* Rasa Trülhang), dem tibetischen Nationalheiligtum in Lhasa, der in der Liste des UNESCO-Weltkulturerbes eingetragen ist und der gleichfalls aus der Frühphase der tibetischen Königsepoche stammt, ist von der alten Substanz des Tempels und seines Inventars kaum etwas erhalten geblieben. Die Studie konzentriert sich auf die Aufarbeitung der Quellen zu Geschichte und Kult von Khra-'brug und die wissenschaftliche Dokumentation des Stellenwertes des Tempels in der tibetischen Tradition, der jener des Jo-khang und von Samye (Tibets erstem Konvent-Kloster aus dem 8. Jahrhundert) gleichzusetzen ist, wenn er ihn

nicht sogar übertrifft. Zusammen gelten diese drei Orte als die drei führenden Pilgerschreine von Zentraltibet.

Der „donnernde Falke“ am „Königsweg“

Der Tandruk Tempel (Lit. „Donner Falke“ oder „Donnernder Falke“) wird darüber hinaus als der erste (buddhistische) Tempel Tibets bezeichnet und der erste in einer Reihe von sogenannten Grenz- und Zähmungstempeln, die der Großkönig Songtsen gampo (gest. 649) innerhalb seines Reiches errichten ließ. Der Tempel liegt im Herzen des unteren Yarlung Tales, das ist die Heimat der tibetischen Könige im südlichen Zentraltibet, von wo Songtsen gam-



Dargestellt ist eine auf dem Rücken liegende Dämonin – Symbol und Sinnbild der Unterwerfung bzw. Überwindung des rauen tibetischen Landes, die nötig war um den Buddhismus einführen zu können. Der Khra-'brug-Tempel ist auf dem linken Oberarm zu sehen.

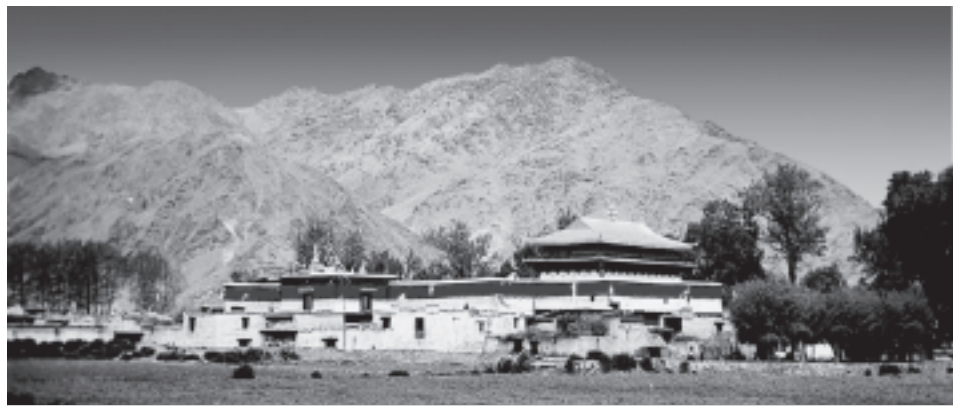
pos Vorgänger Namri srontsen Anfang des 7. Jahrhunderts aufbrach, um das Land und seine rivalisierenden Klans zu einigen und unter das Haus der Yarlung Könige zu stellen. Auf der Grundlage der textlichen Überlieferungen zur Vita des Gründerkönigs (Srontsen gampo) und ihrer Spuren in der heute noch lebendigen Oraltradition konnte erstmals die Chronologie der Reichsbildung und der ersten Tempelgründung genauer erfasst werden.

Zu erkennen war so etwas wie ein „Königsweg“, der von Yarlung nach Gyama führte, ein Seitental des mittleren Kyichu-Fluss, wo Namri Songtsen eine Residenz gründete und wo Songtsen gampo geboren wurde und der von hier über mehrere Stationen weiter in das Lhasa Tal verlief. Lhasa war nur eine von mehreren Residenzen des Königshauses, das zu „wandern“ pflegte und regelmäßig seinen Standort wechselte.

Doch entstand mit der Gründung des Jokhang an diesem Ort ein Heiligtum, dem später nach und nach der Status einer symbolischen Mitte des Reiches zukam. Die Übernahme der neuen Religion des Buddhismus verdankt Tibet den engen Kontakten mit dem buddhistischen Nachbarländern (Nepal, China, Khotan). Sie war verbunden mit dem politischen Kalkül, das sakrale Herrscherbild nach älteren Vorbildern im Sinne eines buddhistischen Weltenkönigs (*cakravartin*) zu untermauern und durch entsprechende Tempelgründungen in das Reich zu übertragen. Man begann damit in Yarlung. Tandruk wurde somit vom peripheren Reichstempel zu einer Stätte mit dem Status eines Primärschreins – ein Sachverhalt, der sich in unterschiedlichen Ausformungen in der kultischen Geschichte des Tempels niederschlägt.

Satellitenfotos und 3-D-Animationen

Die Basis dieser ersten Studie zu Tandruk bildeten mehrere Primärquellen, die in Form einer umfassend annotierten Übersetzung in die Publikation eingegangen sind. Darunter sind Auszüge aus älteren historiographischen Arbeiten sowie lokale Dokumente, eines davon ein lokaler Tempelführer aus dem frühen 20. Jahrhundert, der die wichtigste historische Quelle bildet und im Buch auch als Faksimile erscheint. Extensive Erhebungen aus dem Fundus der lokalen mündlichen Überlieferungen im Yarlung Tal lieferten darüber hinaus be-



Dieses Bild des Khra-'brug-Tempels aus dem Jahr 1948 stammt von Hugh Richardson, wurde jetzt von den Autoren der Studie nachkoloriert und vom Verlag zu Werbezwecken genutzt.

deutende Ergänzungen zu den Daten der Schriftquellen. Zusammen eröffnet uns das Quellenmaterial und seine vergleichende Auswertung ein Tor in die faszinierende Welt der Geschichte dieses Tempels, in der wir heute die wesentlichen Angelpunkte von Politik, Religion und kultischen Traditionen im Zeitraum vom 7. bis 20. Jahrhundert überblicken können.

Das Buch enthält einen umfangreichen Appendix mit separaten Studien zu verschiedenen Fragen der Tempelgeschichte, die zum Teil über Tandruk hinaus gehen, wie auch eine umfassende Besprechung der überlieferten Listen zum ersten Tempel des Reiches. Hinzu kommt eine Studie zum älteren lokalhistorischen Kontext des Tempelumlandes, zur Überlieferung der primären Schutzgötter und nicht zuletzt zu den verschiedenen (zu einem gewissen Teil heute noch lebendigen) Manifestationen des Tempelkultes, der seine bestimmende Form zur Zeit des Fünften Dalai Lama erhielt, als Tandruk ein Staatstempel der Zentralregierung Lhasas wurde (Mitte des 17. Jahrhunderts).

Neben der erwähnten architektonischen Dokumentation gibt es mehrere kartographische Arbeiten (zum Teil basierend auf Satellitenaufnahmen), welche die Ergebnisse der Identifizierung und Lokalisierung von historischen Toponymen dokumentieren sollen, eine Arbeit, der in der Studie ein besonderer Stellenwert zukam. Das Buch ist mit aktuellen und älteren (zum Teil seltenen) Fotos reich illustriert und enthält eine DVD mit 3-D Animationsfilmen von Satellitenfotos, Videoaufnahmen vom Tempel und seines wichtigsten Jahresfestes, was das Buch nicht zuletzt auch für den interessierten Laien zugänglich macht. Der Index umfasst alle tibetischen und Sanskrit Namen (Personen und Orte) und die in den übersetzten Quellen genannten Texte.

Im vergangenen Jahr konnte am Institut für Zentralasienwissenschaften übrigens ein neues, ebenfalls DFG-finanziertes For-

schungsprojekt eingerichtet werden, das sich der mittelalterlichen Geschichte des Raumes um Lhasa und hier insbesondere der politischen und religiösen Hegemonie der Klosterherrschaft von Tshä Gungthang (Tshal Gung-thang) im 12. bis 14. Jahrhundert widmen wird. Wie in den vorangegangenen Arbeiten bildet die Verbindung von Text- und Feldforschung die methodische Grundlage dieser Studie.

Eine der mittel- und langfristigen Forschungsperspektiven, die sich aus den Arbeiten der vergangenen Jahre ergeben, bildet die Erstellung eines detaillierten und annotierten Kartenwerkes zu Zentraltibet, das die historische Geographie dieses Raumes dokumentieren soll, von den alten Klan-Territorien bis hin zu den historischen Nischen der regionalen und politischen Zentren der späteren nach-dynastischen Perioden.



Per K. Sørensen und Guntram Hazod, in Zusammenarbeit mit Tsering Gyalbo: *Thundering Falcon. An Inquiry into the History and Cult of Khra-'brug. Tibet's First Buddhist Temple.*

Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Denkschriften, 333. Band; Beiträge zur Kultur- und Geistesgeschichte Asiens Nr. 46. Wien 2005. 432 Seiten, mit ca. 200 Abbildungen und DVD. ISBN 3-7001-3495-9. Preis: 99,36 Euro

Sätze beinhalten mehr, als sie selbst sagen

Forschung zu „Sprachtheoretischen Grundlagen der Kognitionswissenschaft“ vor dem Abschluss

Von Prof. em. Dr. Anita Steube, Institut für Linguistik

Die DFG-Forschergruppe 349 „Sprachtheoretische Grundlagen der Kognitionswissenschaft: Sprachliches und konzeptuelles Wissen“ hat 1999/2000 ihre Arbeit aufgenommen und wird nach sechs Jahren bald erfolgreich abschließen. Die letzte gemeinsame Konferenz im Juni hat die Darstellung der bis dahin erbrachten Ergebnisse der sieben Projekte mit dem Vortrag je eines profilierten Gastes zur Außensicht auf das Projektthema und mit der direkten Evaluierung der Projektergebnisse durch einen weiteren Gast auf neue Weise verbunden.

Die Forschergruppe besteht aus vier Projekten der Philologischen Fakultät und einem Projekt der Fakultät für Philosophie und Sozialwissenschaften der Universität Leipzig sowie aus je einem Projekt der Humboldt-Universität Berlin und der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Aus dem Titel der Forschergruppe geht schon hervor, dass sie sowohl den Wortbestand als auch die syntaktischen und semantischen Verknüpfungen der Wörter zu Sätzen mit deren Intonation als noch unterspezifiziert ansieht: Es ist erst die Verbindung der Grammatik mit dem Weltwissen und dem Textzusammenhang und die Fähigkeit zum Schlussfolgern, die aus dem grammatisch Gesagten das Gemeinte herstellen. Die Sprachen sind also sehr ökonomische Denk- und Kommunikationsinstrumente, die – grob gesprochen – nur enthalten, was nicht aus anderen konzeptuellen Systemen der Sprachträger ergänzt werden kann.

Die Forschergruppe hat auf unterschiedlichen Gebieten der Grammatik relevante Fälle von Unterspezifikation untersucht und Beschreibungsmechanismen für die menschliche Fähigkeit zur Integration der verschiedenen Wissensbestandteile gefunden. Die untersuchten Sprachen waren ne-

ben Deutsch und Englisch die slavischen Sprachen und aus historischer Sicht die frühen indogermanischen Sprachen.

Wichtige Ergebnisse sind:

- Die Unterspezifikation der Sprache ist auf allen Ebenen des Sprachsystems nachgewiesen worden.
- In Zusammenarbeit mit dem Max-Planck-Institut für Kognitions- und Neurowissenschaften wurde die experimentelle Expertise in der Intonationsforschung als neue Interdisziplin in der Forschergruppe etabliert.
- Es sind mehrere Modelle entstanden, die die Interaktion des grammatischen mit Text- bzw. Weltwissen darstellen und die enge Verbindung geistes-, struktur- und naturwissenschaftlicher Methoden in der Linguistik demonstrieren.

Die Ergebnisse der einzelnen Projekte lassen sich wie folgt zusammenfassen:

- Das Kompositionalitätsprinzip, das besagt, das sich die Bedeutung der Sätze vollständig aus der Bedeutung ihrer Bestandteile und deren syntaktischer Verknüpfung ergibt, muss um das relevante Kontext- und Weltwissen ergänzt werden, was den Gegenstand der Semantik erweitert hat.
- Die Sprachen der Welt wurden bisher hinsichtlich der Konstruktionen, die im Deutschen *aber* resp. *sondern* aufweisen, lexikalisch und syntaktisch klassifiziert. Es musste jedoch die Intonation als dritter Vergleichsfaktor hinzugenommen werden.
- Es wurden flexible logische Instrumentarien entwickelt und geklärt, auf welche Weise wir häufig Schlüsse ziehen, ohne die Gesamtheit der relevanten Informationen zur Verfügung zu haben.

- Unterspezifikation umfasst in den frühen indogermanischen Sprachen auch die offenen Wortklassen (z. B. hinsichtlich Adjektiv oder Nomen) und die Offenheit der Substantive bezüglich ihres Bezuges auf ein bestimmtes oder auf irgendein Objekt oder auch auf eine ganze Klasse.
- Die den Akzent festlegenden Operatoren „auch nur, sogar“ können nur beschrieben werden, wenn die Grammatik um die Informationsstruktur erweitert wird. Informationsstruktur hat aber neben ihrer Form- auch eine Bedeutungsseite, die Kontextbedingungen der Sätze, was den Gegenstand der Semantik erneut erweitert.
- Die informationsstrukturelle Gliederung wird in der Literatur meist nur in Aussage-Haupt-Sätzen betrachtet. In den Slavinen sind aber sowohl Neben- als auch Fragesätze modular beschrieben worden.
- Im Deutschen steht das Verb häufig erst am Satzende. Es wurde experimentell nachgewiesen, dass Muttersprachler die noch fehlende Information im Gang des Satzverstehens durch andere grammatische Mittel kompensieren und sich nicht wie Deutschlerner durch Informationsmangel beeinträchtigt fühlen.

Die Forschergruppe hat sieben Bände von Diskussionsmaterialien („Linguistische Arbeitsberichte“) herausgegeben und ist mit der Buchreihe „Language, Context and Cognition“ sehr erfolgreich gestartet, in der beim Verlag Walter de Gruyter, Berlin, New York 2005 und 2006 noch sechs weitere Bände erscheinen werden.

Älteste Fachwerkkirche Deutschlands entdeckt

Spektakulärer Analyse-Befund auf Rügen

Von Dr. Christine Kratzke, Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO)

Die kleine Pfarrkirche in Landow auf Rügen nahe des Kubitzer Boddens birgt Reste eines fast 700 Jahre alten Vorgängerbaues aus Fachwerk. Dieser wurde durch Bauforschung vor Ort entdeckt und mittels dendro-chronologischer Analysen datiert.

Die Methode der Jahrringanalyse, die sowohl Aussagen über Klimaentwicklungen (Dendroklimatologie) als auch Altersbestimmungen gefällter Bäume bzw. Nutzholz (Dendrochronologie) ermöglicht, gewann seit ihrer Entwicklung durch den Astronomen A. E. Douglass in den ersten drei Dekaden des 20. Jahrhunderts stetig an Bedeutung. Ihre Nutzung zur Ermittlung absoluter Datierungen durch Archäologie und Kunstgeschichte erfolgte seit den späten 1970er Jahren in immer stärkerem Maße.

Im Rahmen der kunsthistorischen Forschungen zur Architektur zwischen Elbe, Saale und Oder im Kontext des hochmittelalterlichen Landesausbaus, die Teil der von der DFG geförderten Arbeiten der interdisziplinären Projektgruppe „Germania Slavica“ am GWZO sind, wurde eine dendrochronologische Untersuchungsreihe an mittelalterlichen Kirchen im Fürstentum Rügen initiiert. Diese wurde von dem Bauforscher Tilo Schöffbeck M.A. (Berlin), einem Spezialisten für historische Dachkonstruktionen, in Nordostdeutschland durchgeführt. Er entnahm aus noch erhaltenen mittelalterlichen Dachstühlen von rund 20 Kirchen die notwendigen Bohrproben, die durch das Dendrolabor Dr. B. Heußner (Petershagen) analysiert wurden.

Einerseits bedingten die erzielten Ergebnisse die Korrektur vormaliger stilistischer Datierungen diverser Kirchen im Untersuchungsgebiet von z.T. mehreren Jahrzehnten. Andererseits wurden bereits bestehende zeitliche Einordnungen bestätigt oder präzisiert, wie beispielsweise die



Oben: Ansicht der Landower Kirche von Südosten.

Foto: Christine Kratzke

Unten: Ansicht der Langhaussüdwand.

Foto: Tilo Schöffbeck

eines der ältesten Bauten auf der Insel, dem Gotteshaus in Altenkirchen.

Bei der Landower Kirche, einem Saalbau aus Backstein mit leicht eingezogenem, polygonal schließenden Chor von zwei Jochen, Nordsakristei und Dachstuhl, kristallisierten sich signifikante neue Befunde und Zeitstellungen heraus.

In der Südwand dieses Baues fanden sich unlängst hölzerne Reste eines wesentlich älteren und in der Region seltenen Baues aus Fachwerk. Durch die Jahrringanalyse der Eichenholzbalken wurden die Überreste eines Vorgängerbaues dendrochronologisch [= d] sicher auf das Jahr 1312 (d) datiert, d. h. der verwendete Baum wurde im Winter 1312/13 gefällt und im Anschluss daran – wie damals üblich – saftfrisch verbaut. Damit wurde die älteste Fachwerkkirche in Deutschland entdeckt.

Durch die Jahrringanalyse der Eichenholzsparren des Chordachwerks ergab sich ferner das Jahr 1544 (d). Das Langhausdach datiert in den Sommer des Jahres 1550 (d). Mit diesen neuen Fixdaten wurde die vormalige stilistische Datierung des Chores in die Zeit um 1400 sowie die des Gemeinderaumes und der Nordsakristei in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts klar widerlegt. Damit erweist sich der rezente Bau neben dem Chor der Sargader Kirche auf der Halbinsel Jasmund als einer der jüngsten Vertreter des gotischen Baustils auf der Insel. Das heißt auch, dass der ältere Fachwerkbau aus dem zweiten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts erst im 16. Jahrhundert im bis heute erhaltenen Neubau aufging.

Darüber hinaus war es durch die Untersuchungen möglich, wichtige Erkenntnisse über den mittelalterlichen Bauholzimport und -transport (z. B. Flößerspuren) sowie Techniken der Holzverarbeitung zu gewinnen.

Auch im Hinblick auf die interdisziplinären Studien am GWZO zum Landesausbau im rügenschischen Fürstentum bis um 1300 durch H. Reimann (Geschichte), F. Ruchhöft (Archäologie) und C. Willich (Namenskunde) darf die ausführliche schriftliche Fixierung der Forschungsergebnisse mit Spannung erwartet werden.

Weitere Informationen im Internet:
www.uni-leipzig.de/gwzo

Forschen mit Wellen, Schall, Druck und Hitze

Das Institut für Nichtklassische Chemie steht ab 2008 wirtschaftlich auf eigenen Füßen

Von Marlis Heinz

Auf dem Gelände des Wissenschaftsparks Permoserstraße in Leipzig hat das Institut für Nichtklassische Chemie e. V. (INC), ein An-Institut der Universität Leipzig, seinen Sitz. Wer hier allerdings die bekannten Labors mit Ständern voller Reagenzgläser vermutet, liegt falsch – deshalb die Bezeichnung „nichtklassisch“. „Als wir dieses Institut 1997 gründeten, musste es natürlich einen Namen haben, der auf unser unkonventionelles Herangehen verweist“, so Prof. Dr. Helmut Papp, Vorstand des Instituts und Dekan der Fakultät für Chemie und Mineralogie der Universität Leipzig. „Um uns abzugrenzen von herkömmlichen Untersuchungsmethoden und hinzuweisen auf unsere Arbeiten mittels Mikrowellen, Ultraschall, extrem hohen Drücken und Temperaturen, haben wir uns ‚Institut für Nichtklassische Chemie‘ genannt.“

Die Themenwahl des INC beruhte in erster Linie auf den Spezialgebieten, welche die aus der Akademie der Wissenschaften der DDR hervorgegangenen Gründungs-Arbeitsgruppen bis 1996 im Rahmen des Wissenschaftler-Integrationsprogrammes bearbeiteten. Wie die meisten Institute seiner Art wurde auch das INC als Verein gegründet und zur Hälfte mit Mitteln aus dem Staatshaushalt ausgerüstet. „Damals hieß es, wir müssen bis 2007 den Fraunhofer-Status erreicht haben, das heißt zwei Drittel unserer Mittel durch Aufträge aus der Wirtschaft und der öffentlichen Hand selbst erwirtschaften. Das haben wir schon jetzt erreicht“, so Papp. Allerdings: „Inzwischen wurde in Dresden festgelegt, dass wir 2007 nur noch einmal 15 Prozent unserer Finanzen bezuschusst bekommen und danach gänzlich auf eigenen Füßen stehen müssen“.

Nun bleibt dem Institut nur Eines: Werben für die Leistungen, die es erbringen kann, das heißt auf Messen ausstellen, auf Kongressen Vorträge halten, in Fachzeitschriften publizieren und vieles mehr. Das Spektrum dessen, was das Institut anbietet, ist breit. Natürlich ist die klassische Analytik nicht ausgeschlossen. „Doch unser Spezialgebiet liegt in der Entwicklung und Anwendung innovativer Verfahren bei stoffwandelnden und stofftrennenden Prozessen durch Applikation von ungewöhnlichen, beziehungsweise extremen, Reaktionsparametern, nichtkonventionellem Energieeintrag und Spezialanalytik“, umreißt Dr. Reiner Staudt, Geschäftsführer des INC, das weite Feld.

In einer losen Reihe stellt das *Uni-Journal* die An-Institute der Universität vor. Gegenwärtig sind es derer sieben. Sie erweitern in enger Kooperation mit der Universität das Forschungsprofil der Stadt Leipzig. Diesmal geht es um das Institut für Nichtklassische Chemie.

Als ein Beispiel aus der Hochtemperaturchemie nennt er eine unter anderem für Olefin-Hersteller – wie zum Beispiel der Dow Olefinverbund GmbH, wo bereits eine langjährige Zusammenarbeit mit dem Werk Böhlen besteht – nützliche Labor-Methode. Dabei wird die störende Ablagerung von Kohlenstoff in den Reaktionsrohren von Steamcrackern zur Ethylenherstellung, die kontinuierlich zum Abstellen der Anlage zwingt, im Labor untersucht und Möglichkeiten zu ihrer Reduzierung ausgetestet. „Das machen wir“, so Staudt, „indem wir bei weitgehend industrienahen

sind isotopenchemische Untersuchungen. Diese machen sich die Verschiedenartigkeit von Isotopen zu Nutze, also die Tatsache, dass es Atomkerne gibt, die zwar alle zu einem Element gehören, die sich aber in der jeweiligen Masse unterscheiden. Wegen dieser Unterschiede kommt es bei allen physikalischen, biologischen und chemischen Prozessen, in denen die Masse eine Rolle spielt, zu Veränderungen in der Isotopenzusammensetzung – und diese ist nachvollziehbar. Die Substanzen können sozusagen gezwungen werden, ihre Vergangenheit zu offenbaren. Aus den Iso-

verfügt deshalb über eine einzigartige experimentelle Ausstattung. Die Adsorption findet Anwendung in der Abluft- und Abwasserreinigung, hier kommen in der Regel Aktivkohlen oder Zeolithe als Adsorptionsmittel zum Einsatz, da diese eine große aktive innere Oberfläche besitzen bzw. eine hohe Selektivität bezüglich verschiedener Schadstoffe aufweisen. Der Einsatz von Abluftreinigungsanlagen ist für viele Betriebe zwingend notwendig. So dürfen organische Lösemittel, die in vielen verschiedenen verfahrenstechnischen, chemischen und pharmazeutischen Prozessen



Professor Helmut Papp und sein Mitarbeiter Dr. Rainer Staudt im Labor.
Foto: Marlis Heinz

Bedingungen den Prozess im Labor simulieren. So können dem Einsatzprodukt im alltäglichen Betrieb sogenannte Inhibitoren, Reaktionshemmer, zugesetzt werden, die die Kohlenstoffbildung verringern und damit die Anlagenlaufzeit verlängern können, oder es können Stahllegierungen für die Reaktionsrohre ausgetestet werden, die ein günstigeres Kohlenstoffbildungspotential besitzen. Unsere Aufgabe besteht also darin, für den Betreiber von Olefinanlagen, optimale Reaktionsparameter aufzufinden oder bei der Entscheidungsfindung vor eventuellen Investitionen, zum Beispiel Neuberührungen, mitzuhelfen. Und darüber hinaus sind solche Untersuchungen auch für Hersteller von Inhibitoren und Reaktionsrohren hochinteressant.“
Ein weiteres Angebot des INC-Teams

topensignaturen ergeben sich zahlreiche Anwendungsgebiete. So können mittels isotopenchemischer Untersuchungen viele Fragen aus dem Umwelt- und Verbraucherschutz oder der Medizin beantwortet werden: Hat das Leck in einer unterirdischen Gasleitung oder eine verdeckte Deponie (Altablagerung) zur Luftverschmutzung beigetragen? Kommt die Sachsenmilch wirklich aus Sachsen? Ist der Wein tatsächlich von der angegebenen Lage oder Verschnitt? Wo hat die aufgefundene Leiche gelebt?

Auch für seine Untersuchungen auf dem Gebiet der technischen Adsorption genießt das INC weltweite Anerkennung. So hat das INC zur Entwicklung von neuen Messmethoden zur Charakterisierung von Adsorptionsgleichgewichten beigetragen und

eingesetzt werden, nicht in die Umwelt gelangen. Deshalb nutzen immer mehr kleine und mittelständige Unternehmen das Know-how des INC.

Weitere Forschungsgebiete des INC sind chemisch modifizierte nachwachsende Rohstoffe als Adsorptionsmittel für Schwermetalle und der Abbau von Schadstoffen in Grund- und Abwässern. Bei diesen Anwendungen werden die Ultraschall- und Mikrowellentechnik eingesetzt, um die Prozesse effektiver zu gestalten.

Für die Universität ist das Institut trotz des marktwirtschaftlichen Windes, der jetzt dort weht, ein unentbehrlicher Partner. Die Mitarbeiter des INC halten Vorlesungen, Praktikanten und Doktoranden finden im Institut Themen, Betreuer und technische Infrastruktur für ihre Arbeiten.

Die Steine der Pharaonen

Gesteine und Mineralien Ägyptens im Fokus eines Gemeinschaftsprojektes

Von Dr. Friederike Seyfried, Ägyptologisches Institut,
und Dr. Hans-Joachim Höbler, Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft

Der einzigartige Reichtum materieller Hinterlassenschaften aus dem antiken Ägypten beruht nicht nur auf den günstigen klimatischen Bedingungen, die sogar den umfangreichen Erhalt organischer Objekte ermöglichten. Grundlegend für diesen Reichtum war vor allem das ureigenste Bestreben der Alten Ägypter selbst, Dinge aus unvergänglichen Materialien für die Ewigkeit zu schaffen, weshalb man nicht nur Tempel und Gräber aus Stein errichtete, sondern auch vielfältige Grabbeigaben, Gefäße und Statuen aus den unterschiedlichsten Gesteinsarten fertigen ließ.

Diese faszinierende Vielfalt an steinernen Objekten erstaunt nicht nur ägyptenbegeisterte Touristen und Museumsbesucher, sondern übersteigt gleichzeitig das Fachwissen und die Kenntnis der Ägyptologen, die oft genug an Gesteinsbestimmungen scheitern und hier dringend auf die Hilfe der Mineralogen angewiesen sind.

Eine solche Hilfeleistung und fruchtbare Zusammenarbeit ist an der Universität Leipzig zwischen dem Ägyptologischen Institut/Ägyptischen Museum und dem

Die „Memnons-Kolosse“ Amenophis III. in Theben West; silifizierter Sandstein, um 1338–1351 v. Chr.

Foto: Friederike Seyfried



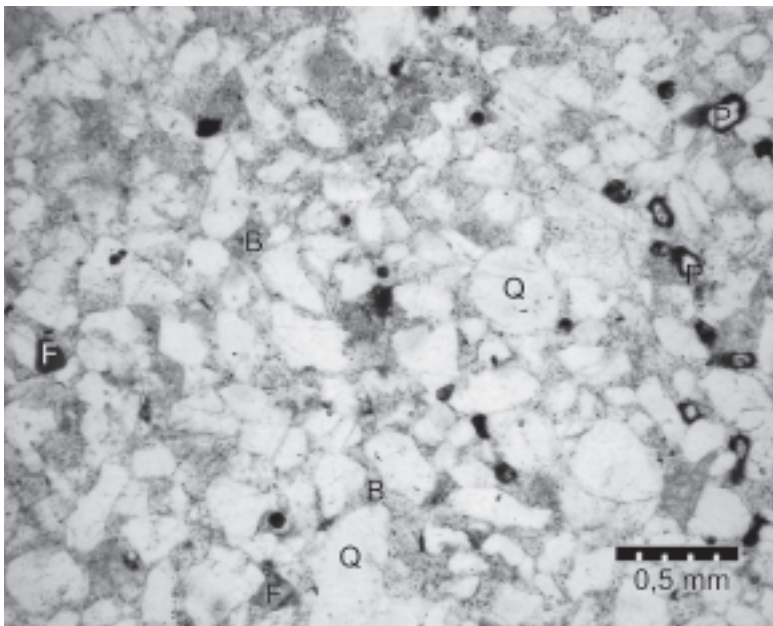
Institut für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft in kollegialer und freundschaftlicher Weise geglückt und wird dem interessierten Publikum seit Jahresbeginn im Rahmen einer monatlich stattfindenden öffentlichen Vortragsreihe präsentiert und erläutert. (Die positive Resonanz dieser Veranstaltung schlägt sich in dauerhaft hohen Besucherzahlen von 80

bis 120 Personen nieder und unterstreicht damit eindrücklich das Interesse an universitärer Öffentlichkeitsarbeit.)

Unter den bereits vorgestellten Gesteins- und Mineralarten befanden sich neben Kalkstein, Kalzit, Granit, und Kieselsäurevarietäten u. a. auch Grauwacke, Gabbro und Sandstein, wobei letzterer hier exemplarisch in den Vordergrund gestellt werden soll, da man sich über seine große Bedeutung im Alten Ägypten selten Gedanken macht.

Sandstein unterm Mikroskop

Was ist eigentlich Sandstein, und wodurch werden seine Eigenschaften bestimmt? Im mikroskopischen Präparat (Abb. links), das auf 0,03 mm Dicke geschliffen wurde, um ein ungehindertes Hindurchdringen des Lichtes zu ermöglichen, kann man erkennen, dass Sandstein überwiegend aus dem Mineral Quarz Q (SiO_2), besteht, dessen Körner im allgemeinen zwischen 0,02 und 2 mm Größe aufweisen. Diese werden durch ein Bindemittel B verfestigt, das aus einer Mischung von feinkörnigen Tonmineralen (Aluminiumhydrosilikaten), Kalk (CaCO_3), Limonit (FeOOH) oder Kieselsäure (Quarz, SiO_2) besteht.



Sandstein, mikroskopisches Dünnschliffbild.

Foto: Hans-Joachim Höbler



Sandsteinsäulen im Totentempel Ramses III. von Medinet Habu, Theben West, um 1183–1152 v. Chr. Foto: Friederike Seyfried

Darüber hinaus sind Hohlräume, sogenannte Poren P, und Fremdminerale F zu sehen. Für die Verwendung von Sandstein als Baumaterial sind vor allem die Natur des Bindemittels und die Porosität bzw. Porenfüllung wesentlich. Kalkig-toniges Bindemittel hat geringe Verwitterungsresistenz zur Folge, die durch die vorhandenen Poren noch verstärkt wird. Kieseliges Bindemittel hingegen stabilisiert den Sandstein. Noch verwitterungsresistenter ist der sogenannte silifizierte Sandstein oder Quarzit, dessen Poren nachträglich mit SiO_2 gefüllt wurden, was ihn darüber hinaus zu einem kompakten und abriebfesten Gestein macht.

Für die Färbung der Sandsteine, die vor allem ihren ästhetischen Wert bestimmt, ist der Gehalt an Eisenoxid entscheidend. Gelbe bis braune Farbtöne werden durch den wasserhaltigen Limonit bewirkt, während der wasserfreie Hämatit (Fe_2O_3) Rotfärbung hervorruft. Der von der Lokalität abhängige Gehalt an Fremdmineralen ist für die Eigenschaften des Sandsteines zwar

weniger interessant, kann aber wegen deren unterschiedlicher Konzentration und chemischer Zusammensetzung zur geochemischen Bestimmung der Herkunft herangezogen werden.

Das Baumaterial der Tempel

Wahrscheinlich werden sich die wenigsten Ägyptenreisenden beim Besuch der monumentalen Tempel und Gräber die Frage nach den verwendeten Baumaterialien stellen, obgleich dies gerade vor dem Hintergrund der geologischen Struktur des Niltals nicht ganz bedeutungslos erscheint und man eine auffällige „Zweiteilung“ des Landes für die beiden am häufigsten in Ägypten auftretenden Gesteinsarten „Kalkstein“ und „Sandstein“ beobachten kann.

Während der Norden bis südlich von Theben von Kalksteininformationen geprägt ist, dominiert südlich von Esna der sogenannte „nubische Sandstein“ das Landschaftsbild.

Entsprechend dieser natürlichen Aufteilung finden sich im Norden mehr Kalksteinbauten als im Süden, da man aus ökonomischen Gründen zunächst auf das Baumaterial aus der jeweiligen Umgebung zurückgriff. Allerdings lässt sich mit Beginn des Neuen Reiches (nach 1550 v. Chr.) eine eindeutige Bevorzugung des Sandsteins für groß angelegte Tempelprojekte feststellen – ungeachtet der oft weiten Transportwege.

Und so verwundert es nicht, dass die meisten der heute noch erhaltenen Tempelanlagen aus „nubischem Sandstein“ errichtet wurden, wozu neben den Komplexen von Karnak und Luxor auch die Totentempel der Pharaonen auf der thebanischen Westseite (s. Abb.) sowie die ptolemäisch-römischen Bauten von Dendera, Esna, Edfu oder Philae gehören. Sicherlich verdanken diese oberägyptischen Tempel ihren noch weitgehend guten Erhaltungszustand auch dem Umstand, dass Sandsteingebäude nicht in dem Umfang wie Kalksteinmonumente für Bauten der Neuzeit abgetragen und wiederverwendet wurden. Hinzu

kommt, dass die Kalksteinbauten des Nordens auch als leicht erreichbare Quelle zur Kalkbrennerei erhalten mussten.

Andererseits eignete sich der ägyptische Sandstein aufgrund seiner Homogenität besonders gut als Baumaterial und ließ sich zudem relativ leicht abbauen und bearbeiten. Zu den berühmtesten Abbaugebieten gehörten die Steinbrüche von Gebel el-Silsilah, ca. 18 km nördlich von Kom-Ombo, die sich großflächig auf beide Seiten des Nil erstrecken und aus deren unerschöpflichem Material nahezu alle berühmten Sandsteintempel des Neuen Reiches und der Ptolemäerzeit errichtet wurden.

Neben dem herkömmlichen Sandstein bauten die Alten Ägypter für besondere Zwecke, d. h. für Statuen, Sarkophage und Stelen, auch den sogenannten „silifizierten Sandstein“ oder „Quarzit“ ab, der sich durch die oben erwähnten besonderen Eigenschaften auszeichnet und in Ägypten nur an zwei Stellen abbaufähig vorkam. Zum einen im Süden – westlich von Assuan – und zum anderen im Norden nordöstlich von Kairo, am sogenannten „Gebel Achmar“, was soviel wie „roter Berg“ bedeutet und damit auf die Farbe des Hartgesteins dieser Region verweist.

Führt man sich vor Augen, wie viele Gebäude und Objekte im Alten Ägypten aus Sandstein und Quarzit gefertigt wurden, dann gehörten diese Gesteine sicherlich zu den bedeutendsten Baumaterialien jener alten Hochkultur, deren Steinmetze und Bildhauer unvergleichliche Meisterwerke im Großen und Kleinen geschaffen haben.

Aegyptiaca 2005

Die Steine der Pharaonen in Leipzig
Öffentliche, kostenlose Vortragsreihe
des Ägyptologischen Instituts/Ägyptischen Museums und des Instituts für Mineralogie, Kristallographie und Materialwissenschaft. Nächster Termin:

Ort: Vortragssaal des Ägyptologischen Instituts/Ägyptischen Museums, Burgstr. 21, 1. OG

Zeit: Do. 1. 12. 2005, 18.15 Uhr,
mit anschließender Gelegenheit zur
Sammlungsbesichtigung

Thema: Speckstein – weicher Stein für's
Kleine (Dr. A. Onasch und Dr. W. Schmitz)

Näheres auch im Internet unter:
www.uni-leipzig.de/~egypt
www.uni-leipzig.de/~minkrist

„Wir wollen Lust erzeugen“

Pirmin Stekeler-Weithofer über die künftigen Angebote für Schlüsselqualifikationen

Herr Professor Stekeler-Weithofer, welches sind die Schlüsselqualifikationen, die die Universität Leipzig vermitteln sollte?

Am grünen Tisch hat man die Idee entwickelt, dass man künftig nicht nur ein Fachstudium mit Bachelor-Abschluss machen, sondern eben auch Schlüsselqualifikationen erwerben sollte. Wenn man dann nachgefragt hat, was damit gemeint ist, dann bekam man zu hören: Power-Point-Präsentationen, höhere Schreibmaschinenkurse, adäquates Auftreten, Rhetorik. Also Dinge, die man sich nebenbei aneignen kann. Unsere Überzeugung, zumindest die Überzeugung einer großen Gruppe in der Universität, war, dass das nicht Teil des Curriculums der Universität sein sollte. Die Bildung an einer Universität ist von einem anderen Typ. Aber natürlich wollten beziehungsweise mussten wir etwas aus der Vorgabe Schlüsselqualifikationen machen.

Nebenbei bemerkt: Ich glaube, dass es eine Illusion ist, dass ein Bachelor oder ein Master, aber auch ein Magister oder ein Diplom, berufsausbildend im vollen Sinne sind. Die Universität leistet eine Berufsvorbildung. Dazu gehört aber in der Tat, dass man als Student nicht nur in seinem Fachbereich Erfahrung gesammelt hat, sondern auch darüber hinaus.

Daher haben wir gesagt: Das Angebot an Schlüsselqualifikationen sollte bei uns gerade die Idee der Universität berücksichtigen. Man hat hier viele verschiedene Fachbereiche, man kann ins Ausland gehen. Vernetzungen zwischen den Wissenschaftsbereichen zu schaffen, das ist unser Ziel.

Die Universität stellt ihre Studiengänge zum nächsten Wintersemester komplett auf das Bachelor-Master-Modell um – wie gut ist sie denn im Bereich Schlüsselqualifikationen vorbereitet?

Ich denke, sehr gut. Wir haben die Idee entwickelt, dass jede Fakultät in jedem Semester mindestens ein transfakultäres



Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer, Leiter der Arbeitsgruppe Schlüsselqualifikationen

Modul im Bereich Schlüsselqualifikationen anbieten soll. Diese Angebote liegen vor. Wir haben zudem den vernünftigen Kompromiss gefunden, dass ein weiterer

Teil der Schlüsselqualifikationen innerhalb einer jeden Fakultät angeboten wird. Und ein dritter Teil findet im Fach selber statt, dazu zählen fachdidaktische Angebote und Praktika.

Das fakultätsübergreifende Angebot setzt ein Verständnis für andere Fächerkulturen voraus. Ist das in ausreichendem Maße vorhanden?

Wir haben da viele Debatten geführt, und ich finde, die Kollegen aller Fakultäten waren sehr geduldig. Natürlich geht jeder Protagonist das Risiko ein, dass er missverstanden wird. Aber wir haben viel Werbung für unsere Idee gemacht und sind auf viel Verständnis gestoßen. Wie sich das in der Praxis durchsetzt, das wird sich zeigen. Ich fände es nicht einmal ganz falsch, wenn nachher die Philosophen sagen würden: Die spinnen, die Physiker. Und umgekehrt. Wenn man das Fremde, die andere Sprache produktiv verarbeitet, dann hat das sein Gutes. Das ist der Sinn des Ganzen. Das ist, als wenn Sie nach Japan fahren und eine völlig andere Kultur kennen lernen. Es geht nicht darum zu sagen: Wir haben die bessere Kultur. Es geht darum, dass wir uns

„Bologna“ ist längst nicht mehr wegzu-denken aus Leipzig, aber jetzt tritt der Prozess der Studienreform wirklich in seine heiße Phase. In knapp einem Jahr, zum Wintersemester 2006/07 wird die Universität ihre Studiengänge komplett auf das konsekutive Modell mit Bachelor- und Masterabschlüssen umstellen. Ein wichtiges Element dieses Modells stellen die Schlüsselqualifikationen dar. Eine eigene Arbeitsgruppe hat sich in den vergangenen Monaten um dieses Thema gekümmert, die Dekane und Studiendekane beraten, Ergebnisse aus den Fakultäten gesammelt und Prozesse koordiniert. Im Interview mit dem *Uni-Journal* erläutert der Leiter dieser Arbeitsgruppe, Prof. Dr. Pirmin Stekeler-Weithofer vom Institut für

Philosophie, das Konzept für die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen an der Universität Leipzig.

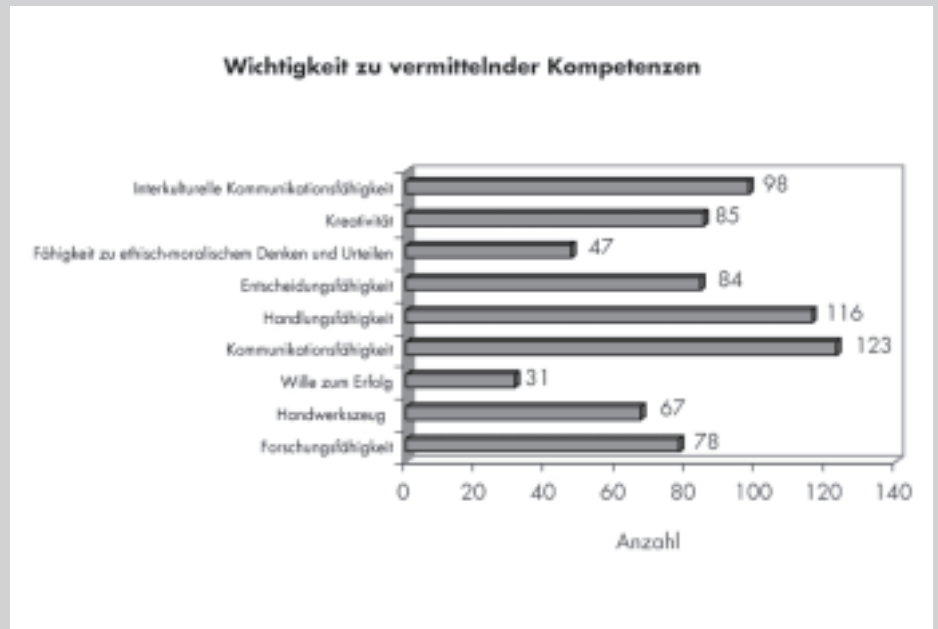
Die Arbeitsgruppe soll die Einführung der entsprechenden Module als beratender Begleiter betreuen. Sie bereitet auch eine aktuelle Broschüre zum Thema vor.

Weitere Informationen und Ansprechpartner sind im Internet zu finden unter www.uni-leipzig.de/studref

Zur Studienreform allgemein berichtete das *Uni-Journal* in Heft 3/2004, das im Internet zugänglich ist unter www.uni-leipzig.de/journal/0403

Studierende wollen kommunizieren können

„(Interkulturelle) Kommunikationsfähigkeit“ sowie „Handlungsfähigkeit“ sind aus der Sicht der Studierenden die wichtigsten Schlüsselqualifikationen, die es zu erwerben gilt. Das ist das Ergebnis einer Umfrage unter Studierenden, durchgeführt von der Arbeitsgemeinschaft Hochschulpolitik des StudentInnenrates im Sommer 2004. Von 600 ausgeteilten Fragebögen konnten dabei immerhin 418 für die Auswertung herangezogen werden – wobei die Teilnahmezahlen im Vergleich der Fakultäten deutlich variierten. Interessant ist auch dieses Ergebnis: Nur 8,3 Prozent der Befragten haben das Gefühl, dass ihnen die „fünf wichtigsten Kompetenzen“ bei ihrem derzeitigen Studium bereits vermittelt werden – die große Mehrheit sieht hier enormen Nachholbedarf.



deprovinzialisieren, indem wir die anderen Sichten kennen lernen.

Das Studium der Schlüsselqualifikationen soll kein Allerweltsstudium sein, etwas wie ein Studium universale. So allgemein soll es nicht sein, dann wäre es unbrauchbar. Es soll konkret sein, es soll ein Wahlangebot sein, dann können die Studierenden sich auch wirklich für etwas entscheiden, das sie interessiert.

Können Sie Beispiele nennen für Angebote, die so aussehen, wie Sie sie sich vorgestellt haben?

Natürlich fällt mir da das Angebot meiner eigenen Fakultät ein, das den Titel „Politik, Rhetorik, Philosophie“ trägt. Der Titel ist bewusst so allgemein gewählt, denn die Themen sollen aktuell sein und sich ändern können, wir wollen schließlich bei beiden Seiten Lust erzeugen, bei den Lehrenden und bei den Studierenden. Man kann sich dabei Themen vorstellen wie Wissenschaftsethik, Probleme der Ressourcenverteilung oder Fragen der Globalisierung.

Genauso gehen das auch andere Fakultäten an, beispielsweise die Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie, die „Aktuelle Fragen der Lebenswissenschaften“ als Titel formuliert hat. Oder die Fakultät für Chemie und Mineralogie mit dem Angebot „Chemie im Alltag“.

Es wird sicher Angebote geben, die mehr Zulauf haben als andere. Wie kann man das steuern?

Noch können wir natürlich nicht sagen, wie der Zuspruch im Einzelnen aussehen wird, das ist in der Tat ein Problem. Die Schwierigkeit betrifft weniger die Vorlesungen, da ist es vor allem eine Raumfrage. Das Hauptproblem betrifft mehr die prüfungsrelevanten Begleitveranstaltungen, also die Seminare, die Übungen, die Tutorien. Die müssen an die Anzahl der Studierenden angepasst werden. Da kommt ein Lehrkapazitätsproblem auf uns zu. Wir müssten relativ flexibel in der Lage sein, relativ schnell Lehrbeauftragte zur Betreuung dieser Begleitveranstaltungen den jeweiligen Bereichen zuzuordnen. Das wird eine große Herausforderung.

Im Uni-Journal 3/2004 haben Sie gefordert, dass Studierende der Natur- und Technikwissenschaften nur Angebote der Sprach-, Geschichts- und Gesellschaftswissenschaften wählen können sollten und umgekehrt. Wird das so sein?

Schwer zu sagen. Unsere ursprüngliche Idee war, dass wir das verlangen sollten. Aber das Vorhaben, eine solche Pflicht einzuführen, hat nicht überall Anklang gefunden. Nun kann man es nur empfehlen. Welche Effekte das hat, ist schwer zu sagen.

Wie schätzen Sie denn die Bereitschaft der Studierenden ein, über den Teller- rand zu blicken?

Meine Wahrnehmung ist, dass die guten Studierenden diese Neugier alle mitbringen. Bei denen werden wir also offene Ohren finden, andere werden vielleicht eher den Weg eines geringeren Widerstands suchen.

Natürlich werden sich die Studierenden fragen: Wie steht es denn um die Schlüsselqualifikationen ihrer Lehrenden?

Da gibt es natürlich die alte Debatte über Hochschuldidaktik. Ich bin mir nicht sicher, ob es klug ist, dafür ein schematisiertes Angebot zu machen. Die wichtigste Eigenschaft eines Hochschullehrers ist, dass er eine bestimmte Art des Einblicks in das wissenschaftliche Arbeiten mit Begeisterung liefert. Das ist zum Teil wichtiger als die Glattheit des Vortrags. Da soll es solche und solche Typen geben, diese Verschiedenheiten aufzugeben, wäre schade. Und dass sich Angehörige einer Hochschule und Menschen, die an der Hochschule interessiert sind, an Debatten beteiligen, die über die Fachgrenzen hinausgehen, halte ich für selbstverständlich.

Interview: Carsten Heckmann

Übersicht der 21 fakultätsübergreifenden Schlüsselqualifikationsmodule

Fakultät	Anzahl SQ-Module	Titel des SQ-Angebots
Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie	1 je 10 LP	Aktuelle Fragen der Lebenswissenschaften
Fakultät für Chemie und Mineralogie	2 je 5 LP	1. Chemie im Alltag – Fluch oder Segen? 2. Naturwissenschaft für Querdenker
Erziehungswissenschaftliche Fakultät	1 je 10 LP	Mensch – Natur – Kultur
Fakultät für Geschichte, Kunst und Orientwissenschaften	3 je 10 LP	1. Orientierung durch Geschichte 2. Paradigmen und Konzepte in der Kunst- und Kulturgeschichte Europas 3. Außereuropäische Kulturen (arabische und islamische Welt, China, Indien/indomalayischer Raum)
Juristenfakultät	1 je 10 LP	Einführung in das Recht und die Rechtswissenschaft
Fakultät für Mathematik und Informatik	2 je 5 LP	1. Content Management 2. Digitale Informationsverarbeitung
Medizinische Fakultät Karl – Sudhoff- Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften	1 je 10 LP	Natur – Kultur – Wissenschaft. Kulturgeschichte der (Natur)Wissenschaften
Philologische Fakultät	2 je 10 LP	1. Interkulturelle Kommunikation 2. Literarisches Schreiben
Fakultät für Physik und Geowissenschaften	1 je 10 LP	Energie und Umwelt
Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie	1 je 10 LP	Politik, Rhetorik, Philosophie
Fakultät für Wirtschaftswissenschaften	2 je 10 LP	1. Einführung in die Wirtschaftswissenschaften 2. Stadt und Umwelt: Planen, Bauen, Bewirtschaften
Sportwissenschaftliche Fakultät	2 je 5 LP	1. Der Körper im Kontext von Leistung, Gesundheit und Geschlecht 2. Arbeits- und Lernprozesse an der Universität selbst managen
Theologische Fakultät	1 je 10 LP	Geschichte und Kultur des Christentums
Zentrum für Frauen und Geschlechterforschung	1 je 10 LP	Genderkompetenz



Der qualifizierte Querdenker

Persönlichkeitsbildung als Aufgabe der Hochschulen

Ein Gastbeitrag von Dr. Christoph Anz,
Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände

Neben einer fundierten fachlichen Ausbildung verlangt der Arbeitsmarkt schon seit längerer Zeit auch nach umfangreichen überfachlichen Qualifikationen, die von den Hochschulabsolventen „mitgebracht“ werden müssen. Das gilt selbstverständlich ebenso für diejenigen Studienfächer, von denen die Universitäten gern behaupten, sie seien – wie beispielsweise die Ingenieurwissenschaften – sehr praxisnah und auf spätere berufliche Tätigkeiten bezogen.

Nur noch die wenigsten Positionen in Unternehmen werden rein fachbezogen ausgeführt. Unabhängig davon, ob ein Ingenieur in der Entwicklung arbeitet oder im Vertrieb, im Anlagenbau oder im Servicebereich – überall sind unterschiedliche überfachliche Qualifikationen unerlässlich. Gleiches gilt prinzipiell auch für den Teilarbeitsmarkt Wissenschaft. Wer heute nicht in der Lage ist, Forschungsteams zu leiten oder Netzwerke zu bilden, wird auch im Wissenschaftsbetrieb kaum Karriere machen.

Die veränderten Anforderungen an die Hochschulabsolventen lassen sich demnach offenbar in allen Teilbereichen des Arbeitsmarktes feststellen. Die Hochschulen, und hier insbesondere die Universitäten, haben bislang jedoch kaum auf diese sich ändernden Bedingungen des Arbeitsmarktes reagiert. Auch die Umstellung auf das gestufte Studiensystem wird von den Hochschulen sehr unterschiedlich für die inhaltliche Neukonzeption der Studiengänge genutzt. Die Arbeitgeber versprechen sich aber gerade aus der Notwendigkeit der neuen inhaltlichen Ausrichtung der Studienangebote die verstärkte Vermittlung von arbeitsmarktrelevanten, überfachlichen Qualifikationen.

Grundsätzlich lässt sich eine Vielzahl von Schlüsselqualifikationen benennen, die in den Unternehmen je nach Tätigkeitsfeld unterschiedlich gewichtet werden. An dieser Stelle seien drei wesentliche Bereiche genannt, die aus Sicht der Arbeitgeber unerlässliche Qualifikationen und Kompetenzen für Hochschulabsolventen darstellen.

Soziale Interaktion beherrschen

Ganz wichtig ist die soziale Interaktion, denn sie muss sicherstellen, dass die Mitarbeiter im Unternehmen sinnvoll, zielgerichtet und natürlich erfolgreich mit anderen interagieren können. Die konkrete Ausfüllung dieser Anforderung hängt vom Ausbildungsziel des einzelnen Studiengangs ab und kann sicherlich auch immer wieder anders gewichtet werden; doch Teamfähigkeit, Führungsbereitschaft und auch Führungsfähigkeit sind für die Unternehmen ganz wesentliche Qualifikationen, ohne die Mitarbeiter heute kaum Chancen haben, sich im Unternehmen weiter nach oben zu arbeiten.

Die interkulturelle Kompetenz ist ein Punkt, der ebenfalls zunehmend an Bedeutung gewinnt und wesentlich mehr meint als lediglich Fremdsprachenkenntnisse. Viele Unternehmen überprüfen bei den Vorstellungsgesprächen gar nicht mehr die Englischkenntnisse, sondern gehen von deren Vorhandensein selbstverständlich aus. Interkulturelle Kompetenzen meint die Fähigkeit, mit Menschen aus anderen Kulturen adäquat umgehen zu können. Selbst mittelständische Unternehmen sind heute vielfach derart international verflochten, dass sie kontinuierlich Verhandlungen mit Partnern oder Kunden aus anderen Kulturkreisen führen müssen. Diesen Anforderungen müssen Hochschulabsolventen gewachsen sein; die erforderlichen Qualifikationen müssen während des Studiums vermittelt worden sein.

Wissen anwenden können

Der zweite Bereich umfasst die Implementierung von Erkenntniswissen, bei der es vor allem darum geht, das, was gelernt worden ist, auch konkret auf bestimmte Situationen anwenden zu können. Eine wesentliche Voraussetzung ist das eigene



Dr. Christoph Anz ist stellvertretender Leiter der Abteilung Bildung/Berufliche Bildung bei der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände. Zuvor arbeitete er an der Södertörns Högskola in Stockholm und am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen.

Wissen um Definitions- und Anwendungsgrenzen, damit keine Selbstüberschätzung eintritt. Das erleben die Unternehmen insbesondere bei Berufseinsteigern sehr häufig. Häufig verlassen die Absolventen die Hochschulen in einer euphorischen Stimmung und meinen, allen Anforderungen spielend gewachsen zu sein. Selbstbewusstsein ist sicherlich gut und wichtig, doch die Realität am Arbeitsplatz sieht häufig genug anders aus als zunächst gedacht. Es sind dann für die Betroffenen mitunter auch schmerzhaft Erfahrungen, die in den ersten Monaten der eigenen Berufstätigkeit gesammelt werden.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund fordern die Unternehmen immer wieder von den Hochschulen, einen ausreichenden Praxisbezug in die Studienangebote zu integrieren. Dies kann in allen Fächern gelingen, wie zahlreiche gute Beispiele belegen – auch in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Wichtig ist, dass klare Definitionen der Ausbildungsziele vorliegen. Wenn diese Arbeit geleistet ist, kann entschieden werden, in welcher Form der Praxisbezug sinnvoll ins Studium integriert werden kann und muss. Die Unternehmen sind in diesem Punkt auch gern bereit, die Hochschulen entsprechend zu unterstützen, wenn Anfragen gestellt werden.

Auf lebenslanges Lernen vorbereitet sein

Ein letzter Bereich sei für die Schlüsselqualifikationen noch genannt: die Sicherung der Entwicklungsfähigkeit, die auch Eigeninitiative erfordert. Aufgabe der Hochschulen, aber auch aller anderen Bildungseinrichtungen, ist es, den jungen Menschen nahe zu bringen, dass sie sich im Laufe ihres Lebens in allen Bereichen weiter entwickeln müssen. Das kann sehr eng geführt werden und die Bereitschaft zu lebenslangem Lernen meinen; die Einsicht, dass auch ein Studium heute nicht mehr für eine ununterbrochene Berufstätigkeit bis zum Ruhestand ausreicht, scheint allmählich akzeptiert zu sein.

Doch den Menschen die Instrumente an die Hand zu geben, schnell und gezielt neues Wissen zu erwerben und auf neue berufliche Aufgaben anzuwenden, gelingt nur wenigen Hochschulen bzw. Studiengängen. Der Aspekt der Entwicklungsfähigkeit ist aber umfassender zu verstehen und ent-

spricht letztlich der Aufgabe, Persönlichkeitsentwicklung ernst zu nehmen.

Selbstverständlich beginnt die Persönlichkeitsentwicklung nicht mit der Einschreibung an einer Hochschule und endet auch nicht mit dem erfolgreichen Examen an der Hochschule. Doch die Unternehmen sind auf Mitarbeiter angewiesen, die nicht nur fachlich gut sind – erwartet wird gerade von den Hochschulabsolventen, die ja Führungsaufgaben übernehmen sollen, eine individuelle Persönlichkeit, die ausdrücklich auch Querdenken mit einschließt. Diese Menschen sind es meist, die Unternehmen voran bringen, weil eben nicht einfach mit dem Strom geschwommen wird. Innovation und Kreativität entsteht dann, wenn selbständig denkende und handelnde Persönlichkeiten über die notwendige Offenheit, Urteilskraft und Phantasie verfügen. Damit sind sie nicht nur für Arbeitgeber, sondern für die Gesellschaft insgesamt wertvoll.

Geistes- und kulturwissenschaftlich gebildet sein

Gerade die geistes- und Kulturwissenschaften tragen viel zu dieser Persönlichkeitsbildung und zur Entwicklung von Schlüsselkompetenzen sowie zu einem weiten geistigen Horizont bei. Schon deshalb müssen sie elementarer Bestandteil der hochschulischen Studienangebote sein – wenn diese Fächer denn auch ihrer Verantwortung gerecht werden und die in sie gesetzten Erwartungen erfüllen. Jenseits persönlicher Kompetenzen geht es auch um die Inhalte von Geistes- und Kulturwissenschaften.

Zur Allgemeinbildung gehört nach wie vor ein kulturelles Grundwissen über die prägenden Traditionen Deutschlands und Europas. Ohne dieses sind weder unser politisches und wirtschaftliches System noch seine Werte zu verstehen. Bildung heißt, Dinge einordnen zu können: Sie schärft die Urteilskraft und fördert Toleranz und Menschenkenntnis. Das brauchen wir im Unternehmen ebenso wie ein jeder in seinem Privatleben und als Staatsbürger. Die Hochschulen haben die besondere Aufgabe, dieses umfassende kulturelle Erbe wissenschaftlich aufzuarbeiten und für unsere Zeit weiterzuentwickeln.

Hochschulen sind zu Wettbewerb und Profilbildung aufgerufen. Dazu gehört auch

eine attraktive geistes- und kulturwissenschaftliche Profilbildung. Mit der aktuellen Umstellung der bisherigen Examina auf die Studienabschlüsse Bachelor und Master haben die Geistes- und Kulturwissenschaften nun die Möglichkeit und Chance, ihre Studienangebote gezielt an der Stärkung der Schlüsselkompetenzen zu orientieren. Wenn sie diese Chance wahrnehmen, werden sie auch aus der Defensive herauskommen. Die Bedeutung der Interdisziplinarität wird weiter wachsen – sie schafft neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit unterschiedlichen Fachbereichen und Fakultäten und macht diese Fächer wieder neu interessant.

Schlüsselkompetenzen müssen zum einen systematisch trainiert und zum anderen auch dokumentiert und transparent gemacht werden. Sie bilden neben den berufspraktischen Elementen die Stärke der Bachelor- und Masterstudiengänge. Die Hochschulen sind gefordert, entsprechende Praktika und Praxisbezüge sinnvoll in den Studienablauf zu integrieren. Darüber hinaus bieten Programmbeiräte, die mit Praktikern aus Unternehmen besetzt sind, wertvolle Ansatzpunkte für einen vertieften und dauerhaften Dialog und Austausch zwischen Hochschulen und beruflicher Praxis. Nicht zuletzt bieten die Absolventen der eigenen Hochschule einen noch immer weitgehend ungenutzten Erfahrungsschatz, von dem die Hochschulen und die Studierenden profitieren können.

Bei all diesen Erwartungen und Anforderungen, die inzwischen auch im Bologna-Prozess klar und deutlich formuliert sind, geht es nicht um die Bedienung von kurzfristigen Interessen der Wirtschaft. Die in den Hochschulgesetzen von Bund und Ländern wie auch im Bergen-Kommiqué formulierte Aufgabe der Hochschulen, alle Studienangebote müssen einen Bezug zum Arbeitsmarkt haben, meint gerade die sinnvolle und umfassende Vorbereitung der Studierenden auf spätere berufliche Tätigkeiten. Dies kann nur dann erfolgreich geschehen, wenn die Persönlichkeitsentwicklung zu einem selbstverständlichen und bewusst umgesetzten Ausbildungsziel eines jeden Studienangebots wird. Dabei sind weder die Vermittlung von Schlüsselqualifikationen noch die Persönlichkeitsentwicklung reiner Selbstzweck. Sie müssen angebunden sein an das Fachstudium und den jungen Menschen die Kompetenzen mit geben, mit denen sie ihren weiteren Lebens- und Berufsweg erfolgreich gestalten können.

Ein globalisiertes Gedächtnis?

Weltweite Umfrage zum Thema Erinnerung

Von Eva Recknagel, Kay-Uwe Kromeier und Miriam Janke, Studierende der Kulturwissenschaften

Im Herbst 2004 gründeten Studierende der Kulturwissenschaften die „Globus05“-Gruppe, um die Herausbildung von kollektiven Geschichtsbildern empirisch zu beleuchten und so eine Lücke in der bisherigen theoretischen Forschung zu diesem Thema zu schließen. Ihre Forschungsfrage: Unterliegen Geschichtsbilder einer Globalisierung im Sinne einer Vereinheitlichung?

Seit Mai dieses Jahres trifft man deshalb im Internet auf einen Fragebogen, der weltweit Menschen zu ihren Erinnerungen an politische Ereignisse befragt. Dieser wurde so konzipiert, dass sowohl die Erinnerungen der Teilnehmer an mittelfristige und aktuelle politische Ereignisse, als auch das Herkunftsland und Alter erfasst werden können. Um eine weltweite Beteiligung zu ermöglichen wurde der Fragebogen in 14 Sprachen übersetzt und ins Internet gestellt. Insgesamt konnten so bisher 6000 Menschen erreicht werden. Dem „Globus“-Forscherteam steht damit seit Juli ein Datensatz zur Verfügung, der zwar bisher durch eine ungleich verteilte Dichte der Antworten pro Region geprägt ist, in diesem Umfang jedoch eine Einmaligkeit in der Geschichtsbildungsforschung darstellt.

Erste Hypothesen zum Verhältnis von kollektivem Gedächtnis und Globalisierung wurden im Sommer 2005 überprüft. Um die Daten mithilfe einer Statistik-Software auswerten zu können, wurden die insgesamt rund 44000 genannten Ereignisse nach einem eigens entwickelten vierteiligen Kategoriensystem codiert.

Die ersten Resultate konnten im Rahmen eines eigenen „Globus05“-Panels auf dem 1. Europäischen Kongress für Welt- und Globalgeschichte am 23. September in Leipzig vorgestellt werden. Eines der Ergebnisse lautete: Eine Globalisierung der Geschichtsbilder besonders der jüngeren Alterskohorten im Sinne einer weltweiten Angleichung ihrer Erinnerungen kann nicht signifikant nachgewiesen werden.

Deutlich wird dies u. a. am Beispiel der Erinnerung an die Systemtransformationen der ehemaligen sozialistischen Länder

1989/1990. Vergleicht man Alter und Lebensort der Befragten, die 1989/90 als wichtigstes Ereignis der letzten 100 Jahre angegeben haben, zeichnen sich hier zwei gegenläufige Trends ab: Menschen älterer Geburtsjahrgänge (in diesem Beispiel 1950–59) und aller Regionen der Welt nennen ähnlich oft die Umbrüche von 1989/90, während sich die Anzahl der Nennungen in den jüngeren Kohorten regional deutlich unterscheidet. In Osteuropa und Deutschland nimmt die Nennung dieses Ereignisses bei den jüngeren Jahrgängen signifikant zu, während es in anderen Regionen sinkt. Damit zeigt sich, dass die Zäsur 1989/90 in den jüngeren Kohorten nur dann als wichtig betrachtet wird, wenn die antwortenden Personen aus direkt von den Systemtransformationen betroffenen Ländern stammen. Die Erinnerung erscheint demnach gerade bei den jüngeren Alterskohorten dieser Länder eher national als global bestimmt zu sein.

Dies ist nur eine von vielen Interpretationsmöglichkeiten, Fragen und Hypothesen, die an den Datensatz des „Globus05“-Teams gestellt werden können. Fürs Erste jedoch müssen sich die zehn jungen Forscher wieder dem Uni-Alltag oder dem Start ins Berufsleben widmen, denn „Globus05“ ist mit enormem Zeitaufwand in der Freizeit aller Beteiligten entwickelt und ausgeführt worden. Mit Dr. Frank Hadler und PD Dr. Matthias Middell wurde das Projekt durch zwei Historiker der Universität betreut und zum Kongress geführt.

Das „Globus05“-Projekt versteht sich als ein erster Schritt, Geschichtsbildungsprozesse empirisch zu erforschen. Eine Fortsetzung und Weiterentwicklung ist von den Beteiligten gewünscht, wäre aber nur innerhalb einer festeren institutionellen und personellen Förderung möglich. Nächstes Ziel ist unter anderem, die Antwortanzahl besonders aus den noch unterrepräsentierten Regionen weiter zu steigern.

Der Fragebogen und weitere Informationen finden sich im Internet unter www.globus05.net

Kongress für Globalgeschichte

Erste Ergebnisse des hier beschriebenen „Globus05“-Projekts wurden beim 1. Europäischen Kongress für Welt- und Globalgeschichte vorgestellt, der vom 22. bis 25. September mehr als 250 Referenten aus 29 Ländern zusammenführte. Die wissenschaftliche Leitung der Veranstaltung, die in 46 Sektionen den aktuellen Stand der Globalgeschichtsschreibung, ihrer Methoden und Theorieansätze, aber auch ihrer Umsetzung im Unterricht an Schule und Hochschule präsentierte, lag bei Frank Hadler (Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas), Matthias Middell (Zentrum für Höhere Studien) und Hannes Siegrist (Institut für Kulturwissenschaften). Zu den wichtigsten Erträgen des Kongresses gehört der Überblick zu den vielfältigen Initiativen, Weltgeschichte nicht nur als großartige Zusammenschau der Geschichte der Menschheit von vorwiegend literarischer Qualität aufzufassen, sondern als Geschichte aktueller Globalisierungsprozesse zu einem empirischen Forschungsgegenstand zu machen.

Neben dem Zentrum für Höhere Studien hatte das 2002 begründete European Network in Global and Universal History eingeladen, zu dessen Präsident für die nächsten drei Jahre Matthias Middell gewählt wurde. Der Folgekongress wurde für 2008 an die London School of Economics vergeben und mit der amerikanischen World History Association eine gemeinsame Initiative zur Einrichtung einer ständigen Kommission für Globalgeschichte beim Welthistorikerverband verabredet.

Weitere Informationen im Internet unter:
www.geschichte-transnational.clio-online.net

„Global Studies“ gestartet EU fördert European Master

Von PD Dr. Matthias Middell,
Zentrum für Höhere Studien

Aus 180 Bewerbern ausgewählt, nahmen Anfang September 23 Studenten aus nicht-europäischen Ländern den von der EU-Kommission auf fünf Jahre geförderten European Master „Global Studies – A European Perspective“ in Angriff. Der gemeinsam von der Universität Leipzig, der London School of Economics (LSE) und Social Sciences und den Universitäten Wien und Wrocław konzipierte Studiengang erhält im Rahmen des Erasmus Mundus Programms der Europäischen Union gut dotierte Stipendien, um tatsächlich die besten Kandidaten für ein Studium in Europa gewinnen zu können – auf den Fluren der Brüsseler Verwaltung hört man zuweilen die Ambition, ein europäisches Fulbright-Programm zu schaffen und zugleich einer relativ kleinen Zahl von Studiengängen (insgesamt sollen rund 100 gefördert werden) einen Exzellenzausweis als European Master auszustellen.

„Global Studies“ verbindet die wirtschaftshistorische Expertise der LSE mit den vielfältigen regional- und kulturwissenschaftlichen Kompetenzen in Wien und Leipzig sowie dem Blick einer führenden Universität des EU-Neumitgliedes Polen auf Europäisierung und Amerikanisierung. Die Studierenden wählen zwei Hochschulen aus, an denen sie je ein Jahr verbringen, am Ende erhalten sie einen doppelten Master-Abschluss. Erhebliche Teile des Programms werden in englischer Sprache unterrichtet, und die meisten Vorlesungen werden von speziellen Tutorien begleitet. Die Erfahrungen der ersten beiden Monate zeigen, dass sich aus der bunten Mischung der Studienkulturen besondere Anforderungen ergeben, die mit einer einfachen Integration der ausländischen Studierenden



in die Lehrveranstaltungen der beteiligten Fakultäten nicht zu erfüllen wären.

Im Oktober erweiterte sich die Studentenschaft des Programms um 15 Studierende aus Deutschland, Österreich und England, denn der Studiengang „Global Studies“ bietet auch für europäische Studenten besonders Reizvolles: Neben einem Studium an zwei Zentren der Globalisierungsforschung in Europa wird durch die EU auch ein bis zu dreimonatiger Studienaufenthalt an einer der vier außereuropäischen Partneruniversitäten finanziell unterstützt. Die University of California in Santa Barbara, die Macquarie University im australischen Sydney und die Universitäten von Stellenbosch in Südafrika und von Dalhousie in Kanada stehen zur Auswahl. Die Absolventen dieses Studienganges werden also neben einer gründlichen Ausbildung auch internationale Erfahrungen vorweisen können, wenn sie sich nach zwei Jahren auf dem Arbeitsmarkt bewerben. Zur eigenen Mobilität und dem Studium in einer wirklich global rekrutierten Studentengruppe kommen noch die Begegnungen mit Gastwissenschaftlern, die im Programm lehren.

Eine neue Frage, die mit der Einrichtung dieses Studienganges zu beantworten war, galt den Studiengebühren. Die Forderung der EU, eine einheitliche Gebühr für das gemeinsame Programm zu erheben, bildete eine nicht unerhebliche Hürde. Die Studiengebühren wurden schließlich auf 5000 € pro Jahr festgelegt und liegen damit für hiesige Verhältnisse sicherlich hoch, während die Nachfrage zeigt, dass

sie international eher als niedrig eingestuft werden. Zugleich wurde festgelegt, für europäische Studenten die Gebühren auf 500 € pro Semester zu reduzieren. Und es gehört zum wohlverstandenen Eigeninteresse einer Universität, die die besten Studierenden anziehen will, Stipendienmöglichkeiten oder zumindest stark herabgesetzte Gebühren dort anzubieten, wo die materiellen Voraussetzungen besonders begabter Studierender einen Ausschlussgrund darstellen würden.

Gemeinsame Studierendenauswahl und Verständigung über die Maßstäbe, Abstimmung der Lehrprogrammen bis hin zur gemeinsamen Betreuung von Master-Arbeiten, Qualitätssicherung im laufenden Betrieb und unter Berücksichtigung der Resonanz bei den Studierenden, bei den Bewerbern und auf dem Arbeitsmarkt – die Liste der selbstverständlich klingenden Dinge ließe sich fortsetzen. In der Praxis stellt sich heraus, dass die Ziele der EU, einen gemeinsamen und vielleicht sogar homogenisierten Hochschulraum zu schaffen, angesichts der enormen nationalen Unterschiede mindestens ehrgeizig zu nennen sind. Der European Master „Global Studies“ ist deshalb nicht nur ein Programm, das mit exzellenten Bewerbern und exzellenten Partnern, aber auch mit seiner fakultätsübergreifenden, interdisziplinären Anlage ein Flaggschiff des Leipziger Studienangebotes sein kann, sondern auch die Möglichkeit bietet, am konkreten Objekt Erfahrungen zu sammeln, die der Studienreform insgesamt zugute kommen.

„Eine nahezu ideale Mischung“

Neue Studierende wurden mit neuer Imma-Feier willkommen geheißen

Zur feierlichen Immatrikulation am 13. Oktober im Gewandhaus hieß Rektor Prof. Dr. Franz Häuser den neuen Studienjahrgang an der Universität Leipzig herzlich willkommen und wünschte ihm beim Studium in der alten Universitätsstadt viel Erfolg. Bis Ende des Monats hatten sich 5318 Erstsemester, darunter 843 ausländische Studierende, eingeschrieben. Das ergibt eine Gesamtzahl von rund 30600 Studierenden, von denen 2600 aus dem Ausland kommen.

Traditionell fiel die Begrüßung durch den StudentInnenrat etwas nüchterner aus: Willkommen in der schnöden Realität einer deutschen Massenuniversität, hieß es da, verbunden aber mit einem Aufruf zu Mitgestaltung und Mitbestimmung und mit der Aufforderung, die Studienzeit nicht nur als Durchgangsstufe auf der persönlichen Karriereleiter anzusehen.

Auch die gehaltvolle Festrede des Münchner Historikers Prof. Dr. Christian Meier, ehemaliger Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, enthielt in ihrer Zusammenschau von eigenen Lebenserfahrungen und geschichtswissenschaftlicher Analyse Empfehlungen an die Kommilitonen, etwa derart, sich nicht vom Gift der Resignation anstecken zu lassen, vielmehr eine Hygiene der Erwartungen zu pflegen, was bedeuten sollte, sich freizumachen von allzu hohen, und im übrigen sich auf den Wandel einzustellen.

Der neue Programmpunkt „Ankommen in Leipzig“ stand für das Konzept, sich mit der Feier verstärkt den Interessen der Neumatrikulierten zuzuwenden, was in besonderem Maße auch für das musikalische Programm unter Leitung von Universitätsmusikdirektor David Timm galt.

Volker Schulte



Immatrikulationsfeier anno 2005: Moderator Benedict Rehbein sprach mit Student Sebastian Enkelmann, Prof. Dr. Jörg Knoll und Doktorandin Myka Burke über das „Ankommen in Leipzig“ ...

... und David Timm dirigierte auch das Publikum.

Fotos: Armin Kühne



Stimmen von Stammgästen

Prof. Dr. Monika Krüger,
ehemalige Prorektorin für Lehre und Studium

„Ich habe einen neuen frischen Wind gespürt, der einer solchen akademischen Feier für und mit Studienanfängern gut tut. Hier wurde mit der eben gerade nicht langatmigen Programmgestaltung einschließlich der Gesprächsrunde zum ‚Ankommen in Leipzig‘ stärker auf die Interessen der jungen Leute eingegangen, was ich sehr begrüße. Und der Punkt auf i war die mitreißende Musik. Dies ist vor allem ein Verdienst unseres neuen Universitätsmusikdirektors David Timm, wobei ich aber auch die Leistungen des von Juri Lebedew geführten Studentenorchesters hervorheben möchte.“

Prof. Dr. Konrad Krause,
Ehrensator, Verfasser des Bandes „Alma mater Lipsiensis“

„Das war ein gelungenes kulturelles Ereignis, weitab von der Abwicklung eines formalen akademischen Rituals! Die Mischung war nahezu ideal. Zu hören waren zum einen notwendige Erklärungen zur universitären Tradition – Stichwort Rektorkette –, die es den Studierenden erleichtern, sich mit ihrer Universität zu identifizieren, und eine geistvolle Festrede. Zu erleben waren aber auch künstlerische Leistungen unserer Studierenden, des Universitätschores und des Studentenorchesters, die lebhaften Emotionen auszulösen vermochten.“

Prof. Dr. Helmut Zwahr,
Kurator und emeritierter Geschichtsfachlehrer

„Beifall, Jubel, Bravos zum Schluss der feierlichen Immatrikulation. Dass es das gegeben hat und die gemeinsame Freude über das Erlebte werden mir in Erinnerung bleiben und dem Erstsemester, das dabei war, nehme ich an, auch. Die fixen Programmpunkte wünschte ich beibehalten, unbedingt auch den Einzug und Auszug des Senats. Die Festrede sollte gedruckt werden. Mein besonderer Dank geht an Chor und Orchester, die Jazzband, an Universitätsmusikdirektor David Timm für seine Bearbeitungen und seine Idee, uns alle einzubeziehen.“

Stimmen von Neulingen

Ute Reichel,
Mutter von Nadja Reichel, die im 1. Semester Soziologie studiert – und die Immatrikulationsfeier wegen einer Vorlesung vorzeitig verlassen musste

„Insgesamt fand ich die Feier gut. Allerdings war der Festredner schwer zu verstehen. Und die deutlichen Worte des StuRa-Redners passen meiner Ansicht nach nicht in diesen Rahmen. Dass zeitgleich zur Immatrikulationsfeier Vorlesungen stattfinden, die für Erstsemester gedacht sind, finde ich ehrlich gesagt organisatorisch merkwürdig.“

Marianne Braukatschk,
studiert im 1. Semester Musikwissenschaft und Französisch

„Die Feier hat mir gut gefallen. Chor und Orchester waren der Hammer! Nur die Reden waren mir zu lang.“

Marlen Schneider,
studiert im 1. Semester Kulturwissenschaften und Kunstgeschichte

„Ich bin sehr froh, dass ich dabei war. Es war sehr schön. Vor allem fand ich gut, dass das Ganze aufgelockert war durch verschiedene Elemente. Auch die Diskussion ‚Ankommen in Leipzig‘ ist, glaube ich, gut angekommen.“

Frank Prabaty,
studiert im 1. Semester Medizin

„Die StuRa-Rede war ein bisschen komisch. Kritik finde ich okay, aber die Art und Weise war nicht gut.“

Sophia-Maria Richter,
studiert im 1. Semester Jura

„Die Festrede war eindeutig zu lang, aber sonst war alles gelungen. Ein geniales musikalisches Schlusstück, davor jede Menge Abwechslung. Gut gefallen hat mir auch die kleine Unterhaltung. Die war zwar kurz, hat aber ein paar Schlaglichter gesetzt. Insgesamt würde ich sagen: eine anspruchsvolle Begrüßung für uns Studenten.“

Die Stimmen sammelten Volker Schulte und Carsten Heckmann.

Zwei neue StuRa-Sprecher



Foto: StuRa

Hannes Delto (l.) und Daniel Fochtman (r.) heißen die beiden neuen Sprecher des StudentInnenrates (StuRa), die damit die Nachfolge von Henning Schulze und Volker Rust antreten. Für Kontinuität in der Hochschulpolitik des StuRa steht der dritte Sprecher Michael Stephan, der sein Amt seit dem Sommersemester ausübt.

Auch in den Referaten des StudentInnenrates hat zu Beginn des Wintersemesters ein Personalwechsel stattgefunden: Bettina Auge löste im Kulturreferat Sebastian Enkelmann in seinem Amt ab. Als Nachfolger für Marco Götze arbeitet Marcus Ulbricht jetzt mit Constanze Koch im Referat für Gleichstellungs- und Lebensweltpolitik. Das Referat für Öffentlichkeitsarbeit bleibt weiterhin von Diana Schmidt besetzt. Ihr zur Seite steht nun Johannes Sibbor, der für Daniel Röthig zum StuRa-Team dazugestoßen ist.

Karola Kunkel, Referentin für Ökologie und Verkehr, Patrick Pfeil, Referent für Soziales, und Reinold Redenyi, Sportreferent, setzen ihre Arbeit in einer zweiten Amtszeit fort. Die Wahl für das Finanzreferat steht noch aus. Der bisherige Finanzreferent Torsten Preuß übt die Funktion derzeit kommissarisch aus.

Für das kommende Jahr wurden einige Mitarbeiterstellen neu besetzt: Rico Rokitte als Mitarbeiter für Antirassismusarbeit, Stephan Conrad als Kontaktperson zur AG Lehramt, Lars Stempel als Mitarbeiter Uni Um- und Neubau und Robert Dessin als Mitarbeiter Layout.

r.



Im Abenteuerland

Ein Tag in den Interims ist manchmal anstrengend, oft überraschend und immer lehrreich

Von Friederike Haupt

Es ist Dienstag, 7:30 Uhr, das Experiment kann beginnen – ein Tag in den Interimsgebäuden der Uni, ein Tag Studieren im Zwischenzustand. Erste Station: Die Germanistik-Vorlesung „Einführung in die Sprachwissenschaft“ in der Mensa Jahnallee. Ein Blick auf den Stadtplan verheißt zunächst Gutes: „Ist ja gar nicht so weit“, so der erste Eindruck; einmal noch kurz gegähnt und dann aufs Fahrrad geschwungen, los geht's aus der Südvorstadt in Richtung Jahnallee. Schnell zeigt sich jedoch: Die Strecke ist eine Herausforderung, die sich am besten mit einem Mountainbike bewältigen ließe. Das schlichte Studentengefährtnämlich klappert bedenklich, die Bücher im Rucksack springen bei jedem Schlag-

loch in die Höhe und weite Teile der Großbaustelle Jahnallee sind nur im Schrittempo – wenn überhaupt – zu befahren.

Erreicht man endlich den Campus, weist sich allerdings auch dem Neuling schnell der Weg: Die Schar gemütlich daherschulrfender und recht unenergisch wirkender Germanisten ist leicht zu unterscheiden von den schon früh morgens größtenteils höchst dynamischen Sportstudenten, die den Campus Jahnallee zielstrebig überqueren. Der Weg zur Mensa führt durch eine von Kaffeeduft und leisen Radioklängen erfüllte Halle eine Treppe hinauf, und schon ist man da. 200 Sitzplätze mit den hörsaaltypischen Klappstischen davor, vorn eine alte Tafel, aber immerhin – anders als im Interim Hauptmensa am Augustusplatz – freie Sicht nach vorn, keine Säulen stören den Blick.

Professor Günther Öhlschlager schlendert kurz vor Beginn seiner Vorlesung gelassen durch den recht vollen, aber nicht überfüllten Raum. Ihn stört die ungewöhnliche Unterrichtssituation nicht: „Ich habe kein Problem damit. Ideal ist das zwar vor allem akustisch nicht, aber das war in den alten Hörsälen ja auch nicht anders. Wenn sich jemand ganz hinten meldet und etwas sagt, versteht man das vorne kaum. Aber hier

habe ich ein Mikro, damit klappt das ganz gut.“ Allerdings entstehe am Ende seiner Vorlesung oft eine gewisse Unruhe, da Studierende schon vorzeitig den Raum verlassen, weil sie um 9 Uhr in der Innenstadt sein müssen.

Dort findet um 9:15 Uhr direkt die nächste Veranstaltung für Germanistik-Studierende im ersten Semester statt: „Einführung in das Studium der deutschen Literatur“. Ort: Grassimuseum, Großer Vortragsaal. Während die ersten beiden Sitzungen noch im Seminargebäude stattgefunden hatten, hat Dr. Helmut Beifuss seine Studenten heute hierher geschickt – „von nun an treffen wir uns immer hier“, verkündet er, und Studentin Doreen Dietrich, 19, freut sich: „Der Seminarraum, in dem wir vorher waren, war total überfüllt, echt schrecklich. Dass wir jetzt hier das Seminar haben, ist ne gute Lösung!“

Das Grassimuseum zählt zu den schönsten Interims, die der Uni zur Verfügung stehen: Die Goldene Ananas auf dem Dach des Museums am Johannisplatz leuchtet einem schon von Weitem entgegen, vom Hauptgebäude ist man in fünf Minuten da. Der Vortragsaal, der einmal ein Kino war, erinnert auch heute noch stark an ein solches mit dem schwarzen Boden, den schwarzen

Seit Beginn des Wintersemesters 2005/06 finden, bedingt durch den Um- und Neubau am Campus Augustusplatz, zahlreiche Lehrveranstaltungen in Interimsgebäuden statt, die quer über die ganze Stadt verteilt sind. Weitere Informationen im „Almanach des Interims“ und im Internet unter www.uni-leipzig.de/campus2009/bau

Linke Seite:

Interim Mensa am Augustusplatz: Wo mittags gegessen wird, wird nachmittags gelehrt – Prof. Dr. Christian Berger referiert zum Thema „Zwangsvollstreckungsrecht“.

Interim Fußboden: Frank Zimmermann hat keinen der besten Plätze mehr ergattert.

Interim Gemütlichkeit: Im Grassi können die Studierenden auf neuen, gepolsterten Sitzen Platz nehmen.
Fotos: Dietmar Fischer (2)/
Friederike Haupt

Wänden und Klapptischen in den aufsteigenden Sitzreihen und den rot gepolsterten Stühlen – oder sollte man von Sesseln sprechen? Die vermutlich größte Beinfreiheit aller Uni-Hörsäle können die Studierenden jedenfalls im Grassimuseum genießen.

Zwar ist auch hier die Akustik ein Problem – „Haben das alle verstanden?“, fragt Dr. Beifuss nach einer Äußerung eines Studenten in einer der vordersten Reihen, „Nee!“ rufen fast alle – aber nach kurzer Zeit hören sie automatisch besser hin und sprechen deutlicher. Das besonders in der Germanistik verbreitete Platzproblem hat man hier jedenfalls nicht; während es in anderen, völlig überfüllten Seminaren schon vorkam, dass der Dozent seinen Stuhl auf einen in der Mitte des Raumes stehenden Tisch stellte, sich darauf setzte und dort thronend zu den Studenten sprach, um überhaupt noch verstanden zu werden, ist der Saal im Grassimuseum mit seinen 140 Sitzplätzen groß genug für die angehenden Germanisten. Die freuen sich und schauen sich ehrfürchtig um: „Boah, das ist alles noch so neu“, sagt einer staunend. Auch das ist Interim.

Ganz anderes erleben Studenten um 11:15 Uhr im Städtischen Kaufhaus. Gewappnet mit einem Kaffee aus dem neuen „Café Interim“ im Seminargebäude direkt gegenüber tauchen viele bereits um 10:45 Uhr dort auf, um noch einen Sitzplatz in der Vorlesung „Shakespeare für Germanisten“ bei Dr. Johannes Endres zu ergattern. Doch was müssen sie sehen? Alle Plätze sind bereits belegt! Der Raum ist zwar nicht klein mit seinen 120 Stühlen, aber definitiv zu klein für den Studentenansturm. Auch Frank Zimmermann hat eine halbe Stunde vor Vorlesungsbeginn nur noch einen Platz auf dem Fußboden gefunden, zu allem Übel in dem Teil des Raumes, in dem Winkel und Säulen den Blickkontakt zum Dozenten verhindern. „Ach, ich hab mich daran schon gewöhnt“, wiegelt der 23-Jährige ab, „wenn man nicht so viele Vorlesungen am Tag hat, hält man’s schon aus.“ Glücklicherweise ist er nicht mit der Situation: „Ich könnte mir das Studieren schon angenehmer vorstellen.“

Die Mittagszeit ist gut geeignet für eine Stippvisite im Rechenzentrum – das sich auch im Interim befindet, in der Johannisgasse, und in fünf Minuten erreicht ist. Neben den Computerpools (185 Rechner) befindet sich hier auch eine Zweigstelle der Uni-Bibliothek. „Noch geschlossen“ verkünden Schilder an mehreren Türen, dahinter warten weitere Computer auf die



Interim Johannisgasse: Der Weg zu Büchern und Computerpools ist kurz.

Foto: Dietmar Fischer



Am Rande

Das Interim nervt. Jeden Tag aufs Neue versuche ich mir zwar einzureden, dass es sein muss, dass nachher alles viel schöner sein wird als vorher und als jetzt sowieso. Aber es hilft alles nichts: Das Interim nervt mich, und zwar bei jeder Gelegenheit, die sich ihm bietet – und es bieten sich ziemlich viele, denn ich bin jeden Tag dort. Allein schon der optische Eindruck ist niederschmetternd. Morgens auf blanke Betonwände schauen – keinen müden Studenten motiviert derlei Tristesse zum enthusiastischen Start in den Uni-Tag. Besser wird es auch nicht, wenn man nach ein paar Schritten über einen anderen missmutigen Studenten stolpert, der sich aufgrund des akuten Platzmangels im Interim auf dem Boden ausgebreitet und um sich herum Essen und Getränke angehäuft hat. Die Orientierung fällt grundsätzlich schwer, denn wo sich was befindet im Interim, weiß keiner so genau. Es herrscht ein allgemeines und immerwährendes Fragen und Schulterzucken. Die Suche nach einem ruhigen Plätzchen, an dem man etwa Seminare rekapitulieren und mit Kommilitonen Referate planen kann, endet meist erfolglos. Findet man überhaupt einen Raum, der sich eignet, vergehen keine fünfzehn Minuten, in denen nicht aus unmittelbarer Nähe Baustellengeräusche herüberdröhnen oder andere Studenten ihren Anspruch auf die Räumlichkeit lautstark äußern und auf recht mitleidheischende Art begründen („Wo sollen wir denn sonst hin?“). Eine reaktionäre Sehnsucht nach den alten Verhältnissen, die, wenn sie auch nicht optimal, so doch wenigstens geordnet waren, kann keiner von uns Interimnutzern verhehlen. Gelegentliche Vollversammlungen nutzen wir dazu, gründlich über die Situation, die Verantwortlichen und die scheinbare Endlosigkeit des Zwischenzustanddaseins herzuziehen. Dass man so nicht ordentlich studieren kann, liegt ja auf der Hand. Dass man es trotzdem muss, allerdings auch.

Nicht einmal lüften kann ich, denn der Weg zu den Fenstern ist verstellt. Aber frische Luft bekomme ich ja gleich – auf dem Weg zur Uni. Endlich wieder raus aus meiner Renovierungs-WG.

Friederike Haupt

**Interim Städtisches Kaufhaus:
Freies Denken ist Ehrensache, freie Sicht
Glückssache im Seminar „Geschlechter-
verhältnisse in der deutschsprachigen
Literatur vom Mittelalter bis zur Gegen-
wart“ bei Prof. Dr. Ilse Nagelschmidt.**

**Fotos:
Dietmar Fischer/Carsten Heckmann**



Studierenden. Doch gegen Mittag sind die geöffneten Pools nicht besonders voll, man muss nicht warten auf einen Platz am Rechner. Kurz E-Mails gecheckt, Post von einem Bekannten aus Berlin: „Ich habe mich übrigens – obwohl Hauptstudiumsstudent mit Leib und Seele – letzte Woche so weit erniedrigt, dass ich während der ersten Sitzung eines Seminars eine Dreiviertelstunde am Türrahmen lehnte und ca. vier Leute mit mir in das Seminarprogramm schauten, das ich in der Hand hielt.“ Ein kleiner Trost: Die gleichen Probleme in der Hauptstadt, und dort sogar ohne Interim!

Um 14 Uhr Mittagessen in der Mensa am Augustusplatz, und wo jetzt noch Hähnchenfilet Hawaii und Elchgulasch finnisch aufgetischt werden, findet eine Stunde später bereits die nächste Vorlesung statt. Doch noch ein anderes Interim steht auf der Liste: das Carl-Ludwig-Institut. Eigentlich den MedizinerInnen vorbehalten, findet dort um 15:15 Uhr die Informatik-Vorlesung „Wissensbasierte Systeme“ von Professor Gerhard Brewka statt. Mit dem Rad ist man – trotz der obligatorischen Baustellen auf dem Weg – in zehn Minuten in der Liebigstraße 27. Der Große Hörsaal mit seinen

596 Sitzplätzen ist bereits geöffnet, einige wenige Informatikstudenten haben sich in den Reihen verteilt; wer allein sitzt, hat hier oft eine ganze Sitzreihe für sich. Alles ist möglich im Abenteuerland.



**Café „Interim“:
Die Versorgung ist sichergestellt.
Foto: Dietmar Fischer**

Forscher, Maler, Komponist

Evolutionsbiologe Fitch ist neuer Leibniz-Professor

Der neue Leibniz-Professor fühlt sich gleich heimisch. W. Tecumseh Fitch* setzt sich ans Klavier in der Lobby des Max-Planck-Instituts für Evolutionäre Anthropologie und spielt Beethoven. „Ein Klavier am Arbeitsplatz, das ist toll“, sagt er. Auf Deutsch. Das anschließende Gespräch beim verspäteten Frühstück führt er dann aber doch lieber auf Englisch. Die Musik, die Sprache – die entscheidenden Themen sind nach nicht einmal einer Minute schon angesprochen.

W. Tecumseh Fitch ist Evolutionsbiologe, vor allem Sprachforscher. Wie produzieren Tiere und Menschen Laute? Wie nehmen Tiere und Menschen die Äußerungen anderer wahr? Das sind die entscheidenden Fragen für den US-Amerikaner, der in Schottland an der Universität von St. Andrews forscht und lehrt.

Nun verbringt der 42-Jährige ein halbes Jahr in Leipzig. „Leibniz-Professor zu sein, das ist natürlich eine große Ehre“, sagt Fitch. Zwischen zwei Büros kann er pendeln, eines hat ihm das gastgebende Zentrum für Höhere Studien zur Verfügung gestellt, ein weiteres sein Kollege Svante Pääbo vom Max-Planck-Institut für Evolutionäre Anthropologie. „Vor allem mit seiner Gruppe werde ich die bestehenden Kooperationen ausbauen“, kündigt der neue Leibniz-Professor an. Für sein Thema könne er sich ohnehin derzeit keinen besseren Forscherplatz vorstellen als Leipzig.

Auch ein Buch will Fitch in seiner Deutschland-Zeit schreiben, natürlich über sein Hauptthema, die Evolution der Sprache. Nicht weniger als ein Standardwerk soll dabei möglichst herauskommen. Mit Sicherheit wird es ein Plädoyer beinhalten. W. Tecumseh Fitch glaubt fest daran, dass nur ein vergleichender Ansatz weiterführt bei dem Versuch, die Evolution zu verstehen, und die Funktionsweisen von Gehirn und Geist. „Indem wir verschiedene Spezies betrachten, die ähnliche Aufgaben durchführen, können wir viele nützliche Erkenntnisse gewinnen“, sagt Fitch.

Eine der Erkenntnisse, so profan sie auch wirke, laute: Der Mensch ist ein Tier. „Früher hieß es: Menschen haben eine Seele,



Tecumseh Fitch
Foto: Heckmann

biologisch einfach ähnlich. Unser Sprechapparat ähnelt dem eines Frosches. Natürlich ist unsere Sprache als eine Spezialität anzusehen, aber Spezialitäten haben andere Tiere auch, das macht uns nicht zu einer überlegenen Spezies.“ In seiner Zeit als Post-Doktorand in Harvard (1999–2002) machte Fitch Röntgenaufnahmen von lautgebenden Tieren und fand heraus: Die Art und Weise, wie sie Laute produzieren, funktioniert prinzipiell nicht viel anders als beim Menschen.

Populär sei es nicht, solche Ergebnisse auf den Punkt zu bringen, so Fitch. Die meisten Menschen fänden es absolut normal, Vogelstimmen und Walgesänge mit Musik zu vergleichen. „Aber wenn Sie eine Parallele ziehen zwischen der Sprache der Honigbienen und der der Menschen, dann gehen die Leute auf die Barrikaden. Das verstehe ich einfach nicht.“

Anfangs beschäftigte sich Fitch nach seinem Biologie-Studium an der renommierten Brown University in Providence, Rhode Island, mit einem unverfänglicheren Thema: Er untersuchte das Sozial-

Tiere nicht. Heute heißt es: Menschen haben die Sprache, Tiere nicht. Wir versuchen ständig, eine Linie zu ziehen zwischen Mensch und Tier.“ Das funktionierte nicht, auch nicht mit der Sprache. „Auf der einen Seite stimmt es: Wir haben noch kein Tier gefunden, dass neuartige Gedanken an ein anderes Tier weitergibt, indem es mit ihm spricht. Aber auf der anderen Seite sind wir uns

verhalten von Fischen. „Aber ich wurde jedes Mal seekrank, wenn ich mit einem Boot rausgefahren bin“, berichtet der Amerikaner. Also lieber die Sprache. Und inzwischen auch die Musik. „Indem ich mich damit beschäftige, wie das Gehirn Musik verarbeitet, verbinde ich Arbeit und Hobby, das ist natürlich sehr schön“, sagt Fitch. Er komponiert einfache Stücke, die er selbst als „typische Liedermacher-Lieder“ bezeichnet. Leider lasse es seine Zeit nicht mehr zu, in Bands zu spielen.

Nebenbei hat Fitch noch ein anderes Hobby mit der Arbeit verbunden: die Malerei. Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten beinhalten eigene Zeichnungen. „Ich finde die Fähigkeit zu zeichnen sehr hilfreich für jemanden, der Tiere studiert. Bildhaft denken zu können, ist grundsätzlich gut“, so Fitch.

In seiner spärlich bemessenen Freizeit malt er nicht nur Tiere, sondern auch Landschaften und Menschen, zum Beispiel seine Freundin. Die wohnt in Berlin und darf nun auf häufigere Besuche hoffen. Ohnehin mag Fitch die deutsche Hauptstadt sehr. Er hat sie schätzen gelernt bei der ersten Auslandsetappe seiner Karriere: 2002/2003 war er Gast am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Für die Zeit in Leipzig ist Fitch zuversichtlich. Nur das Wetter macht ihm Sorgen: „Europa ist im Winter einfach so bedrückend dunkel.“ Carsten Heckmann

** Fitch bekam die gleichen Vornamen wie sein Ur-Ur-Ur-Großvater General William Tecumseh Sherman, der wiederum benannt worden war nach Tecumseh, einem Führer der nordamerikanischen Indianer vom Volk der Shawnee.*

Dieser Gorilla ist ein echter Fitch.



Eberhard Zeidler zum 65.

Mathematik macht bescheiden

Bescheidene Menschen machen es dem Journalisten manchmal nicht leicht. Statt von sich sprechen sie lieber von anderen. Prof. Dr. Eberhard Zeidler, von dem hier aus Anlass seines 65. Geburtstages am 6. 10. die Rede ist, lenkt den Blick eher in Dankbarkeit auf seine Lehrer an der Uni Leipzig wie Herbert Beckert oder Paul Günther, beide Schüler von Ernst Hölder. Voller Hoch-



Eberhard Zeidler

geistiges Auge des Menschen, ein zusätzliches Erkenntnisorgan, mit dem man in Bereiche vorstoßen kann, etwa die Welt der Atome, des Kosmos, die wir mit unserer täglichen Erfahrung nicht erfassen, wohl aber mit Hilfe der Mathematik verstehen können. Damit verbunden ist die Frage, ob es eine einheitliche Theorie für alle grundlegenden Kräfte gibt. Diese Frage treibt

ihn um und führt ihn gewissermaßen die Feder bei seiner großen Arbeit, die auch eine Gesamtschau des hierzu bisher Gedachten einschließt. Denn es ist gerade ein Anliegen von Prof. Zeidler, der jungen Wissenschaftlergeneration behilflich zu sein, sich das bisher Erforschte und Bekannte anzueignen.

Eberhard Zeidler selbst, parteilos, christlich orientiert, wie er war, wurde in jungen Jahren jene Aneignung nicht immer leicht gemacht. Eine politisch begründete Exmatrikulation setzte 1961 seinem Mathematikstudium ein plötzliches Ende. Erst nach dreijähriger Unterbrechung konnte er es fortsetzen und 1967 abschließen. Innerhalb von drei Jahren erfolgten Promotion und Habilitation. Die Beschäftigung mit der in Lehrbüchern damals noch wenig vertretenen nichtlinearen Funktionalanalysis mündete in die Publikation von drei Bänden der Teubner-Reihe, aus denen das fünfbändige Werk „Nonlinear Functional Analysis and its Applications“ hervorging, das heute ein internationales Standardwerk darstellt. Durch seine Arbeiten wurde man in den USA auf ihn aufmerksam, was ihm 1976 und 1979 zu Gastaufenthalten in Amerika verhalf – eine kleine Sensation, ermöglicht auch durch Unterstützung der Sektionsleitung, wie er heute gelassen feststellt.

Die „Wende“ ließ ihn dann auch als politischen Akteur auf der Universitätsbühne erscheinen. „Die Motivation kam von meinem Eindruck, es solle alles beim Alten bleiben, nur unter neuen Schlagworten.“ Das Ergebnis war die Mitwirkung in verschiedenen Kommissionen, die sich die Erneuerung der Universität zur Aufgabe stellten. Auch wenn ihn noch heute der damit einhergehende personelle Aderlass schmerzt, die Arbeit war unerlässlich, ohne sie wäre die Universität nicht das, was sie heute ist.

Volker Schulte

Vorsicht Virus!

„Professor Udolphs Buch der Namen“ ist erschienen

Die Fans von Wolfgang Amadeus Mozart werden es nicht gerne lesen. „Unsauber arbeiten, im Schlamm herumführen“, diese Bedeutung wohnt dem Nachnamen des großen Komponisten inne. Aber gut, allemal besser als „Möse“ zu heißen, mag man denken. Um eines Besseren belehrt zu werden: Dieser Name stammt von einer Kurz- oder Koseform von „Moses“, was lediglich soviel heißt wie Sohn.

Namenforscher Professor Jürgen Udolph gelingt es – unterstützt von seinem Co-Autoren, dem Journalisten Sebastian Fitzek – in einem neuen Buch einmal mehr, Überraschendes und Amüsantes, Informatives und Anekdotisches rund um Namen zu erzählen. Es ist kein Lehrwerk, das jetzt unter dem Titel „Professor Udolphs Buch der Namen“ in die Regale der Buchhandlungen gekommen ist, es ist eine unterhaltsame Reise in die Vergangenheit. Vor allem die Namen Prominenter, aber auch bekannte Pseudonyme, Städte- und Firmennamen, scheinbar unanständige und außergewöhnlich merkwürdige Namen dechiffriert der Leipziger Forscher – dessen eigenen Namen der geneigte Leser fast vermisst im Kapitel „Die Namen hinter den TV-Gesichtern“. Ist Udolph doch gern gesehener Gast in deutschen Fernsehsendungen, zuletzt bei Günther Jauch in „Stern TV“ und bei Jörg Pilawa in der „NDR-Talkshow“. Auch in anderen Medien erklärt er Namen, wochentags bei „Radio Eins“ zum Beispiel, und natürlich seit Mai 2002 in jedem *Uni-Journal*.

Immer wieder versucht Udolph, en passant interessante Informationen über sein Forschungs- und Lehrgebiet Onomastik zu vermitteln. Das gelingt ihm in seinem neuen Buch vorbildlich. So erfährt man

achtung schaut er auf die Generation zurück, die ihm den Weg in die Mathematik eröffnet hat, weil sie in der schwierigen Nachkriegssituation nicht verzagt, sondern das Land wieder aufgebaut habe. „Alle Angehörigen unserer Fakultät waren sich dabei immer der großen Tradition bewusst, in der die Mathematik an der Universität Leipzig steht“, unterstreicht er. Und kommt man auf die Gegenwart am Max-Planck-Institut für Mathematik in den Naturwissenschaften zu sprechen, dessen Gründungsdirektor er 1996 war, dann verweist er auf die Unterstützung und wissenschaftliche Kreativität seiner jüngeren Direktoren-Kollegen Jost, Müller und Hackbusch. Eberhard Zeidler hat sich auch eine Argumentationslinie für seine Bescheidenheit zurecht gelegt: Die Mathematik bewahre in sehr natürlicher Weise ihre Jünger vor Selbstüberschätzung. Ein Blick auf die Leistungen der großen Meister dieser Wissenschaft lasse einem die Grenzen der eigenen Fähigkeiten immer wieder deutlich werden. Es sei aber eine schöne Aufgabe, sich mit dem Gedankenreichtum der Meister vertraut zu machen und ihn an Jüngere weiterzugeben. In diesen Rahmen passt, dass er besonders glücklich war, dass die Geburtstagsfeier mit all ihren Glückwünschen mit der international wahrgenommenen, von zwei Fakultäten der Universität und dem Max-Planck-Institut organisierten Fachtagung „Mathematical Sciences“ verbunden war.

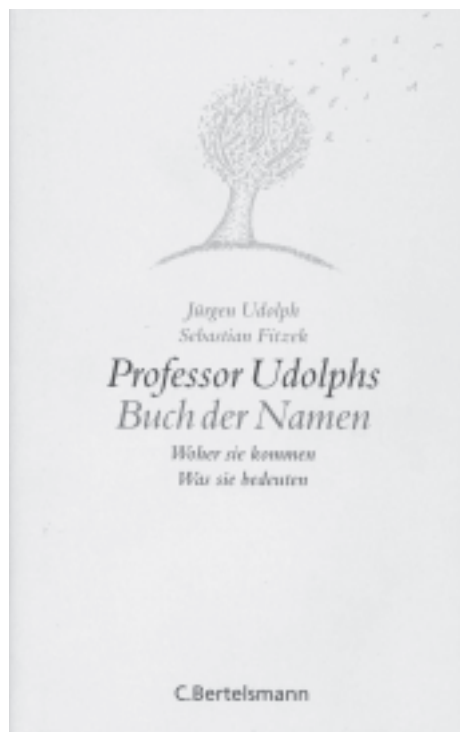
Bescheidenheit hindert freilich nicht, sich großen Aufgaben und Herausforderungen zu stellen. In seinem auf sechs Bände konzipierten Alterswerk – der erste Band mit rund 1000 Seiten ist abgeschlossen – geht er nichts Geringerem nach als dem, was die Welt im Innersten zusammenhält. Wie der einst am Mathematischen Institut wirkende Erich Kähler sieht er in der Mathematik ein

beispielsweise, woher Familiennamen kommen – und dass die Geschichte der Familiennamengebung im Wesentlichen von Männern dominiert ist. Und unter der Überschrift „Dem eigenen Namen auf der Spur“ gibt Udolph den Lesern gar Handreichungen mit auf den Weg, wie sie selbst die Geschichte und die Bedeutung ihres Namens eruieren können. Schließlich kann ja nicht jeder in Leipzig Namenforschung studieren.

Hilfreiche Tipps sind in diesem vom Stil her deutlich trockeneren Buchteil versammelt. Doch trotz allem wird am Ende in vielen Fällen wohl die Namenberatungsstelle der Uni Leipzig weiterhelfen müssen. Erwähnenswert sind überdies die Hinweise zum Namenrecht im Anhang sowie das Namenregister am Schluss.

Kurzum: Das „Namenvirus“, mit dem sich Jürgen Udolph nach eigener Aussage vor langer Zeit infiziert hat, hat einen neuen Überträger: Es ist dieses Buch. Zu Risiken und Auswirkungen fragen Sie bitte den Autoren.

Carsten Heckmann



Jürgen Udolph / Sebastian Fitzek
Professor Udolphs Buch der Namen.
Woher sie kommen – was sie bedeuten
320 Seiten, 18,00 Euro
ISBN-10: 3-570-00879-7
ISBN-13: 978-3-570-00879-9

Professor Hans W. Sollinger wird Doctor honoris causa **Weltberühmter Transplanteur geehrt**

„Wenn Sie heute in den Kreis der doctores der Universität Leipzig aufgenommen werden, ist dies zugleich eine Ehrung für die Medizinische Fakultät und die gesamte Universität“, beschloss Prof. Helmut Witzigmann von der Chirurgischen Klinik II seine Laudatio zur Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Hans W. Sollinger, der sich in herausragender Weise um die Organtransplantation verdient gemacht hat. Sollinger unterstützte auch maßgeblich die Etablierung des Leipziger Pankreastransplantationsprogramms.

Der in München geborene Hans W. Sollinger interessierte sich in seiner beruflichen Laufbahn von Anfang an für die damals noch in den Kinderschuhen steckende Transplantationsmedizin. Nachdem er in Amerika zunächst erfolgreich in der Immunbiologie gearbeitet hatte, nahm er hier ein Angebot des Transplantationschirurgen Fred Belzer an, in seine Klinik einzutreten. „In Madison startete Hans Sollinger eine atemberaubende Karriere zu einem der berühmtesten amerikanischen und internationalen Transplantationschirurgen“, kommentierte Witzigmann den wissenschaftlichen Weg des Geehrten, der heute die Transplantationsabteilung der University of Wisconsin in Madison leitet und Vorsitzender des Advisory Committee on Organ Transplantation, Health Resources and Service Administration ist, das den Gesundheitsminister der Vereinigten Staaten in Sachen Organtransplantation berät. Die Hauptarbeitsgebiete Sollingers sind die experimentelle und klinische Bauchspeicheldrüsentransplantation, die Optimierung der Organspende, die Entwicklung neuer immunsuppressiver Medikamente, die Testung von Immuntoleranzmodellen und die Entwicklung von gentechnologischen Strategien der Zelltransplantation.

Die Bauchspeicheldrüsentransplantation wurde durch Sollinger revolutioniert. Er löste das Problem der Ableitung des aggressiven Pankreassekrets 1983, indem er das Sekret direkt in die Harnblase ableitete. Das führte weltweit zur entscheidenden Verbesserung der Ergebnisse der Pankreas-transplantation. Heute steht das von Hans Sollinger entwickelte Pankreas-/Nieren-



Hans W. Sollinger war die Freude über seine Ehrendoktorwürde anzusehen.
Foto: Armin Kühne

transplantationsprogramm an erster Stelle in den Vereinigten Staaten.

Als seine größte Leistung aber wird die Entwicklung von Mycophenolat-Mofetil als Immunsuppressivum bezeichnet. Das 1989 begonnene Forschungsprogramm führte schon 1995 zu einer Zulassung des Präparates für die Nierentransplantation und etwas später für die Herz- und Lebertransplantation. Mit diesem Medikament konnte nicht nur die Organ-Abstoßungsrate verringert, sondern auch Nierenschädigungen und andere Nachfolgeerkrankungen verhindert werden, so dass der Erfolg von Organtransplantationen erheblich verbessert werden konnte.

Sein neuestes Forschungsfeld ist ein gentechnologisches Projekt zur Behandlung des Diabetes mellitus. Ziel ist es, körpereigene Leberzellen so zu modifizieren, dass sie Insulin produzieren.

„Durch sein gediegenes Fachwissen und Können, die Fähigkeit und Art und Weise, sein Wissen und Können anderen weiter zu geben, und durch seine unverwechselbare Persönlichkeit, erwarb sich Prof. Sollinger hohes Ansehen.“, sagte die Vertreterin des Rektoratskollegiums, Prorektorin Prof. Dr. Charlotte Schubert. „Mit der Verleihung des Doctor honoris causa an Prof. Sollinger ehren wir den Arzt, Wissenschaftler und Menschen, der sich immer für seine Patienten, für die Lehre und Forschung eingesetzt hat.“

Dr. Bärbel Adams

Veterinärmedizinische Fakultät Drei neue Ehrendoktoren



**Prof. Dr.
Horst Meyer**

„Mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Professor Dr. med. vet. habil Horst Meyer ehrt die Universität einen integren Menschen und Wissenschaftler, der zum Gelingen des Cross over der Veterinärmedizin der alten und der neuen Bundesländer beigetragen und der Veterinärwissenschaft wesentliche Impulse gegeben hat“, heißt es in der Laudatio von Prof. Monika Krüger anlässlich des Akademischen Festaktes der 225-Jahr-Feier der Veterinärmedizinischen Fakultät.

Horst Meyer war der Leipziger Veterinärmedizinischen Fakultät seit seiner Immatrikulation 1950 verbunden, obwohl sein späterer Arbeitsmittelpunkt in Jena lag. Sein wissenschaftliches Interesse galt pathophysiologischen Problemen von Infektionskrankheiten des Kalbes, immunologischen Fragen bei Nutztieren sowie den Salmonelleninfektionen und der Salmonellosebekämpfung in Tierbeständen. Die ersten kommerziell verfügbaren Salmonellen-Lebendimpfstoffe gehen auf die Arbeitsgruppe um Meyer zurück. Seine wissenschaftlichen Leistungen auf diesem Gebiet fanden auch ihre Anerkennung in der Berufung zum wissenschaftlichen Leiter der WHO Working Group in Salmonella Immunization in Animals.

Nach der Wende wählten seine Institutskollegen Horst Meyer gegen den erklärten Willen der Leitung der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften zum Leiter des Institutes für bakterielle Tierseuchenforschung. 1991 wurde er zum Sachverständigen des Wissenschaftsrates berufen und war an der Evaluierung der Veterinärmedizinischen Fakultät Leipzig beteiligt. Darüber hinaus war er Mitglied der Arbeitsgruppe Agrarwissenschaften und Veterinärmedizin an den Hochschulen der Neuen Länder und Mitglied einer ersten Berufungskommission an der Veterinärmedizinischen Fakultät. Er ist Träger der Oskar-Röder-Ehrenplakette 1990 und 1998.



**Prof. Dr.
Hartwig Bostedt**

Prof. Dr. Dr. h. c. Hartwig Bostedt wurde die Ehrendoktorwürde für seine herausragenden Verdienste um die klinische Veterinärmedizin verliehen, insbesondere um das von ihm stets engagiert vertretene Fachgebiet der Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung einschließlich Neonatologie. „In der Lehre, Forschung und Dienstleistung einschließlich der postgradualen Aus-, Fort- und Weiterbildung hat sich Hartwig Bostedt weit über die Landesgrenzen hinaus einen Namen gemacht“, begründete Laudator Prof. Axel Sobiraj die Verleihung der Ehrendoktorwürde.

Der in Leipzig geborene Hartwig Bostedt bewarb sich zweimal an der hiesigen Veterinärmedizinischen Fakultät zum Studium, wurde aber zweimal abgelehnt, obwohl er zwischen den Bewerbungen forderungsgemäß eine Ausbildung in der Landwirtschaft absolviert hatte. So ging er in den Westen, machte dort noch einmal sein Abitur und studierte schließlich wunschgemäß Veterinärmedizin in München. Nach Promotion und Habilitation war Bostedt dann bis zu seiner Emeritierung 2003 23 Jahre Professor für „Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung“ an der Ambulatorischen und Geburtshilflichen Veterinärklinik der Justus-Liebig-Universität Gießen. Die Klinik leitet er bis heute kommissarisch.

Seine Beziehungen nach Leipzig sind nicht nur personeller (sein Schüler Prof. Sobiraj ist heute Direktor der Leipziger Ambulatorischen und Geburtshilflichen Tierklinik), sondern auch hochschulpolitischer Natur – Bostedt engagierte sich für die schnelle Etablierung der Fakultät im innerdeutschen Umfeld und über die Grenzen hinweg. So gehörte er u. a. der Evaluierungskommission für die Veterinärmedizinische Fakultät an und erhielt neben vielen nationalen und internationalen Auszeichnungen auch die Oskar-Röder-Ehrenplakette.



**Prof. Dr.
Wilfried Kraft**

„Das Ziel der veterinärmedizinischen Ausbildung ist es, dass das Studium der Veterinärmedizin stets den jeweiligen Anforderungen der Tierärzte in der Praxis gerecht wird.“ Diese Worte in der Laudatio von Prof. Gerald Schusser beschreiben knapp die Leistung des Münchner Professors Dr. Wilfried Kraft. Er etablierte einen nationalen Konsens, der weit über die deutschen Grenzen hinaus gerichtet ist und der „Sie auch im besonderen Maße nach Leipzig geführt hat.“ Hintergrund dafür ist die Arbeitsgemeinschaft *vetklin*, der Vereinigung klinisch tätiger Hochschullehrer, die Kraft 1995 in München begründete und die er dann in Leipzig ansiedelte. Nun kommen die Wissenschaftler aus dem gesamten deutschsprachigen Raum nach Leipzig, um von hier aus die Stimme für eine wichtige und konzentrierte klare Ausbildung des Tierarztes zu erheben und somit dem kranken Tier zu helfen. Damit steht auch ein kompetentes Gremium zur Verfügung, wenn Gesetzesänderungen notwendig sind, um die Tierärztliche Approbationsordnung sinnvoll mitzugestalten.

Bekannt ist Wilfried Kraft auch für sein „Kompendium Laboratoriumsdiagnostik für Hund, Katze und Pferd“ sowie das Buch „Katzenkrankheiten – Klinik und Therapie“. Das sind Werke, die den jungen Studierenden empfohlen werden und jungen Assistenten in den Universitätskliniken sowie praktischen Tierärzten als Ratgeber dienen.

Sein Wirken war nicht nur als Tierarzt in seiner Klinik mit besonderer nationaler und internationaler Ausstrahlung verbunden, sondern es umfasste auch die Förderung der jungen klinischen Assistenten. So organisierte er die berühmten Jahrestagungen der Fachgruppe „Innere Medizin und Klinische Laboratoriumsdiagnostik“.

Dr. Bärbel Adams

„Gut gerüstet“

Amtseinführung des neuen Kanzlers, Medaille für seinen Vorgänger

Der Kanzler der Universität Leipzig, Dr. Frank Nolden, wurde Mitte Oktober in einer festlichen Veranstaltung im Alten Rathaus offiziell in sein Amt eingeführt, nachdem er bereits seit dem 1. Juli diese Aufgabe wahrnimmt (s. a. Interview in *Journal* 4/05).

In seiner Eröffnungsrede schlug Rektor Prof. Dr. Franz Häuser einen historischen Bogen vom ersten Kanzler der Universität, Nikolaus Lubich, dem ein wesentlicher Anteil an der Universitätsgründung zukommt, bis in die Gegenwart, die ebenfalls eine gewaltige Fülle an Aufgaben und Verantwortung für den Kanzler bereit hält. Am Schluss wünschte er dem neuen Mitglied des Rektoratskollegiums und Leiter der Universitätsverwaltung viel Erfolg und das notwendige Quäntchen Glück in seinem neuen Amt.

Die Festrede von Prof. Dr. Dr. Klaus Anderbrügge, früherer Kanzler in Dortmund und Münster, knüpfte an die Ausführungen des Rektors an und wandte sich speziell den „Leistungsstrukturen in Hochschulen und der Rolle des Kanzlers“ zu, was zu dem doppelten Fazit führte, dass die Universität Leipzig mit ihren relativ schlanken Leistungsstrukturen im Allgemeinen und mit diesem neuen Kanzler im Speziellen für die Zukunft gut gerüstet sei.

Der also Angesprochene hat in einem ersten Statement einen Blick in diese Zukunft geworfen, die der Universität entscheidende Veränderungen abverlangen werde. Als eine der künftigen Strategien, mit denen auf diese Veränderungen zu reagieren sei, nannte er unter regionalem Gesichtspunkt die engere Abstimmung mit den außeruniversitären Forschungseinrichtungen, institutionalisiert vielleicht in einem „Leipziger Forschungsrat“, wie er in dem jüngst vom Senat verabschiedeten Zukunftskonzept im Rahmen der Exzel-



Der alte und der neue Kanzler: Peter Gutjahr-Löser und Frank Nolden nach der Festveranstaltung im Alten Rathaus. Foto: Armin Kühne

lenzinitiative des Bundes und der Länder angestrebt wird.

In einem zweiten Teil der Veranstaltung nahm der Vorgänger im Kanzleramt, Dr. Peter Gutjahr-Löser, aus der Hand von Rektor Häuser die Caspar-Borner-Medaille der Universität Leipzig entgegen, die ihm zuvor auf Senatsbeschluss für seine Verdienste um die Erneuerung der Universität nach der politischen Wende verliehen worden war. Die Laudatio hatte Altmagnifizenz Weiss, der durch Krankheit seine Teilnahme hatte absagen müssen, in die Form eines Briefes gekleidet, die eine sehr persönliche und warmherzige Würdigung ermöglichte. Dazu gehörte die Anerkennung für den „Geniestreich“, innerhalb kurzer Zeit eine neue und überdies zuverlässig und geräuschlos arbeitende Verwaltung mit erfahrenen Wissenschaftlern aus dem Mittelbau aufgebaut zu haben, ebenso wie der dankbare Verweis auf unorthodoxe Lösungen wie etwa beim Neubau des Juridicums oder bei der Rettung der Moritzbastei.

K. S.

NOMEN

Namenforscher Prof. Dr. Jürgen Udolph zur Herkunft des Familiennamens Nolden

Unter 40 Millionen Telefonteilnehmern (Stand: 1998; neuere CD-ROMs sind aus Datenschutzgründen schlecht zu verarbeiten) ist der Name in Deutschland 1264-mal bezeugt. Die Verbreitung des Namens zeigt, dass er fast nur in einer ganz bestimmten Region zuhause ist: Es handelt sich um das westliche Ruhrgebiet und das Gebiet am Niederrhein bis etwa nach Köln reichend. Vereinzelt ist der Name natürlich auch in ganz Deutschland nachweisbar, aber das Zentrum ist klar erkennbar.

Es handelt sich hier am ehesten um einen Familiennamen aus einer niederdeutschen Kurzform des Rufnamens *Arnold*. Der Name *Arnold*, ältere Schreibungen sind auch *Arnoald*, *Arnwald(t)*, besteht aus zwei Gliedern, die sich auf *arn*, *aro* in der Bedeutung „Adler“ und *walda(n)* in der Bedeutung „walten, herrschen“ zurückführen lassen. Der Name wurde u. a. durch den heiligen *Arnold* (um 800), ein Lautenspieler und Hofmusiker am Hofe *Karls des Großen*, populär.

Aus *Arnold* entwickelte sich eine Kurzform, wie etwa *Otto* aus *Otfried*, *Otmar* u. a. Dabei kann die Kürzung aus dem ersten Teil Namens entwickelt werden, was zu *Arn*, *Arne*, *Arno* u. a. führte, oder aber aus dem zweiten Teil, woraus Formen wie *Nold(t)*, *Nolde*, *Nolte* entstanden.

An eine vor allem niederdeutsche Variante *Nold* traten nun verschiedene Suffixe, Endungen und Erweiterungen hinzu, sodass heutige Familiennamen wie *Nolting*, *Nölting*, *Nol(l)ding*, *Nöltker*, *Nölke(r)*, *Nöldeke*, *Nöldechen*, *Nöldge(n)* u. a. gewonnen wurden. Das *-en-* in *Nolden* ist am ehesten als sogenannte patronymische Bildung zu verstehen (Ableitung vom Namen des Vaters) und würde dann im Sinne von „*Nolds* Sohn“ aufzufassen sein.

Kurz gefasst

Prof. Dr. Ulla Fix, Institut für Germanistik, wurde in den Internationalen Beirat der neu gegründeten Zeitschrift „Journal of Literary Theory“, hrsg. von Fotis Jannidis, Gerhard Lauer und Simone Winko, berufen.

Prof. Dr. Markus Löffler, Direktor des Instituts für Medizinische Informatik, Statistik und Epidemiologie (IMISE), wurde in den Wissenschaftlichen Ausschuss des Gesundheitsforschungsrates berufen. Der Wissenschaftliche Ausschuss berät das Bundesministerium für Bildung und Forschung fachlich bei der Weiterentwicklung des Gesundheitsforschungsprogramms hinsichtlich der biomedizinischen bzw. klinischen Forschung und bei Forschungen zum Gesundheitswesen.

Außerdem wurde Markus Löffler für eine weitere Amtszeit zum Sprecher des nationalen Netzwerkes der Koordinierungszentren für Klinische Studien gewählt. Gemeinsam mit **Prof. Dr. Alfred Winter**, gleiches Institut, wird Prof. Löffler Tagungspräsident der 51. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Medizinische Informatik, Biometrie und Epidemiologie (GMDS) e.V. vom 10. 9. – 14. 9. 2006 in Leipzig.

Die diesjährigen Promotionspreise der Medizinischen Fakultät wurden vergeben an: **Dr. Jürgen Feisthammel**, Pomplitzpreis; **Dr. Anke Hensel**, Doberentzpreis; **Dr. Alexander Lammert**, Dr. Carl-Zeise-Preis.

Prof. Dr. Annette Beck-Sickinger, Direktorin des Institutes für Biochemie, Fakultät für Biowissenschaften, Pharmazie und Psychologie, wurde Vizepräsidentin der Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh). Sie will über die GDCh u. a. erreichen, der Öffentlichkeit die Freude und Faszination der Chemie nahe zu bringen und damit die Akzeptanz der Chemie signifikant zu erhöhen.

Dr. Marcus Stück, Institut für Psychologie II, erhielt den Wissenschaftspreis der Pädagogischen Stiftung Cassaneum in Donauwörth für die Erforschung und Erprobung neuer Wege zur Stressreduktion für Lehrer. Der mit 4000 Euro dotierte Preis wird jährlich vergeben für Forschungen, die sich in herausragender Weise mit

Kindern in erschwerten Lebenslagen einschließlich ihrer gesundheitlichen und sozialen Umfeldbedingungen auseinandersetzen und dabei die Forschungsergebnisse für realisierbare Wege zur Bewältigung nutzen sowie neue innovative Perspektiven eröffnen. Dr. Stück erhielt den Preis bereits zum 2. Mal.

Prof. Fritz R. Ungemach, Direktor des Instituts für Pharmakologie, Pharmazie und Toxikologie der Veterinärmedizinischen Fakultät, wurde auf Vorschlag der Bundestierärztekammer und der Federation of Veterinarians of Europe in den Management Board der Europäische Agentur für die Beurteilung von Arzneimitteln (EMA) gewählt.

Geburtstage

Theologische Fakultät

65. Geburtstag

Prof. Dr. Dietmar Mathias, Institut für Alttestamentliche Wissenschaft, am 16. November

Juristenfakultät

65. Geburtstag

Prof. Dr. Martin Oldiges, am 30. November

Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

70. Geburtstag

Prof. Dr. Friedemann Stempel, Honorarprofessor für Mietrecht, am 10. November

Fakultät für Physik und Geowissenschaften

60. Geburtstag

Prof. Dr. Tilman Butz, Institut für Experimentelle Physik II, am 24. November

Der Rektor der Universität Leipzig und die Dekane der einzelnen Fakultäten gratulieren herzlich.

(Die Geburtstage werden der Redaktion direkt von den Fakultäten gemeldet. Die Redaktion übernimmt für die Angaben keine Gewähr. Das gilt auch für deren Vollständigkeit.)

Promotionen

Medizinische Fakultät

jeweils 10/04:

Anastasios Skardoutsos:

Processus uncinatus bei degenerativen Veränderungen der Halswirbelsäule

Angela Lisa Rosenthal:

Einfluss der "advanced glycation endproducts" (AGEs) auf die Proliferation und Migration von choroidalen Endothelzellen und retinalen Pigmentepithelzellen im Rahmen der altersabhängigen Makuladegeneration

Marko Strube:

Lipoprotein-DNS-Komplexe – Entwicklung eines Transfersystems für DNS auf der Basis von Lipoproteinen

jeweils 11/04:

Ronald Richter:

Effektivität niedrig dosierter lokaler Röntgenbestrahlung bei der Therapie des diabetischen und arteriosklerotischen Gangräs

Burghard Bode:

Auswertung von Panorama-Schichtaufnahmen auf die Häufigkeit von Nebenbefunden in zwei Patientenkollektiven

Tobias Lob:

Die Funktion des vorderen Kreuzbandes untersucht im vertikal offenen MRT

Dipl.-Med. Gert-J. Bartz:

Untersuchungen zur Qualität von Regionalanästhesieverfahren in der Carotischirurgie – Anästhesie des Plexus cervicalis superficialis mit und ohne Plexus-cervicalis-profundus-Block

Joachim Börngen:

Die Auswirkungen des unverschlossenen Gaumens auf die Entwicklung des Oberkiefers bei doppelseitigen Lippen-Kiefer-Gaumenspalten in der Milchgebissphase – Eine Modelluntersuchung anhand der Thallwitzer Sammlung

Torsten Heinrich Bossert:

Chirurgische Therapie von primären und sekundären Herztumoren – prospektive Untersuchung von 1994 bis 2003 unter Berücksichtigung neuer diagnostischer und therapeutischer Verfahren

Sebastian Maria Dietz:

Regulation der Transkription und Apoptose durch die p53-Tumorsuppressorfamilie

Thomas Marc Frenkel:

Pulmonale und kardiovaskuläre Reaktionen sowie CT-morphologische Veränderungen in den ersten 90 Minuten nach tierexperimenteller isolierter unilateraler Lungenkontusion am Schwein

Ronny Frey:

Risikobewertung von Patienten mit LKG-Spalten und von im medizinischen Dienst Beschäftigten hinsichtlich der Latexallergie und möglicher Kreuzallergien

Ianors Iandiev:

Differential regulation of Kir4.1 and AQP4 in the postischemic rat retina

Christina Lohse:

Untersuchungen zur sexuellen Entwicklung, zum Sexualverhalten und zur sexuellen Erlebnisfähigkeit junger Frauen mit Ullrich-Turner-Syndrom nach Wachstumshormontherapie

Armin Sigmund Lüttke:

Untersuchungen des patellofemorale Gleitverhaltens im offenen MRT bei rezidivierender Patellaluxation im Erwachsenenalter – eine prospektive Studie

Alfons Murr:

Überführung des Tiermodells der human/murinen SCID-Arthritis in ein neuartiges in-vitro-Modell

Manuel Ben Niederhagen:

Knochenmikrostruktur und mechanische Eigenschaften des proximalen Humerus

Birte Pantenburg:

Induktion kreuzreaktiver allospezifischer T-Zellen durch Infektion von C57BL/6-Mäusen mit *Leishmania major* und deren Auswirkungen auf die Abstoßung von allogenen Hauttransplantaten

Julia Scheder:

Neuroprotektion durch p21ras: Untersuchungen an einem transgenen Mausmodell

Marion Streu:

Vergleich der Muskelantworten im In-Vitro-Kontrakturstest bei Maligne Hyperthermie disponierten Patienten unter Berücksichtigung von Mutationen im Ryanodinrezeptor 1-Gen (RYR1)

Lorenz Wagner:

Postoperative Schmerztherapie nach traumatischen Eingriffen an Schulter und Kniegelenk

Martin Hoffmann:

Untersuchungen zum Infektionsverlauf persistierend mit Rötelnvirus infizierter Zellkulturen

Michael Kummer:

Veränderung der Schrittstruktur beim Lauf in Abhängigkeit von Messmethodik und Laufgeschwindigkeit

Silvia Kopra:

Beitrag zur Epidemiologie und Bedeutung der Gruppe B-Streptokokken in der Gynäkologie und Geburtshilfe

Annegret Werner:

Influenza-Schutzimpfung – Immunstatus und Vergleich der Immunogenität und Effektivität verschiedener Impfstoffe bei chronisch kranken Patienten einer Hausarztpraxis in Sachsen in der Saison 2002/03 unter Berücksichtigung eines adjuvierten Grippeimpfstoffes sowie möglicher Einflüsse einer Simultanimmunisierung gegen Poliomyelitis

Anett Eichler:

Vorkommen und Langzeitverlauf von Autoantikörpern bei zahnärztlichen Patienten

Ulrike Ernst:

Immunmodulation durch *Borrelia burgdorferi* in murinen Makrophagen und Fibroblasten, Zytokinexpression unter in vitro-Bedingungen

Jens Mehlhorn:

Das Vulvakarzinom (klinische Bedeutung, präinvasive Stadien, Behandlungsergebnisse der Frauenklinik Chemnitz nach Operation, Kryotherapie, Strahlentherapie der letzten 20 Jahre)

Krzysztof Pujdak:

Untersuchungen zur endovaskulären Therapie ungeschützter Stenosen des linkskoronaren Hauptstamms

Holger Thierfelder:

Untersuchungen zum Einnahmeverhalten stationär behandelter Patienten in einer internistischen Klinik der Regelversorgung

Sebastian Hentsch:

Untersuchung des Zusammenhanges zwischen der zentral-peripheren Temperaturdifferenz und der Herz- sowie Atemfrequenz von Frühgeborenen

Grit Müller:

Die Bestimmung der Körperzusammensetzung von Kindern und Jugendlichen

Xueli Li:

The Effects of Isoform-specific apoE of Cell-Cycle proteins in Differentiated and Undifferentiated SH-SY5Y Cells

jeweils 12/04:

Heike Spittler-Schneiders:

Leitlinien für die rehabilitative Behandlung von Patienten mit Morbus Parkinson

Katharina Baier:

Komplikationen bei implantierten Portkathetersystemen: Ursachen, Behandlung, Prophylaxe

Stefanie Franziska Balthasar:

Die Auswirkung des Kalziumantagonisten Verapamil und seiner Isomeren auf die Proliferation boviner choroidaler Endothelzellen in vitro

Peter Bartsch:

Pharmakodynamik von Mycophenolat Mofetil in Kombination mit Cyclosporin A oder Tacrolimus: Korrelation der immunsuppressiven Wirkung auf die Lymphozytenfunktion im peripheren Blut mit der Pharmakokinetik und der Medikamentendosis

David Boeckler:

Wasser als potentielle Übertragungsquelle von *Helicobacter pylori* – eine deskriptive Studie im Landkreis Leipziger Land

Uta-Berit Böhme:

Untersuchungen zur Wirksamkeit der UV-Desinfektion im mikrobiell besiedelten wasserführenden System von HNO-Behandlungseinheiten

Sabine Buchholz:

Vergleichende NMR-mikroskopische und polarisationsmikroskopische Untersuchungen zum Nachweis der Entwicklung der Gelenkknorpelstruktur des Kniegelenks

Carsten Funke:

Vergleichende Untersuchung von Prilocain und Lidocain zur Schleimhautanästhesie bei der flexiblen Bronchoskopie

Bettina Günther:

Ein deutscher Arzt im Russischen Reich: Johann Friedrich Erdmann (1778–1846)

Cathrin Henker:

Immunologische Untersuchungen zum Einfluss chemischer Belastungen in der Schwangerschaft und im dritten Lebensjahr auf Zytokinexpression peripherer T-Lymphozyten, allergische Sensibilisierung und allergische Manifestation im dritten Lebensjahr

Franziska Hieke:

Muskelfasertypen und Myosinisoformen des *M. zygomaticus* und des *M. sternohyoideus* des Kaninchens. Veränderungen durch Denervation, Reinnervation, Transplantation und Regeneration

Anita Kronfeld:

Charakterisierung von NMDA-Rezeptoren kortikaler Neurone mittels Mikrofluorimetrie

Andreas Kunze:

Die Innervation des unteren Harntraktes beim Meeresschweinchen – eine immun-/enzymhistochemische Studie

Wiebke Laffers:

Untersuchungen zum Phänotyp peripherer Blutleukozyten bei Patienten mit Kopf-Hals-Malignomen – Evaluation Objektträger-basierter Zytometrie

Sebastian May:

Das Mammakarzinom – eine retrospektive Analyse von brusterhaltend therapierten Patientinnen an der Chirurgischen Klinik I der Universität Leipzig

Andreas Metzger:

Paradigmenwechsel der Cholecystektomie an einem Krankenhaus der Grund- und Regelversorgung. Möglichkeiten, Risiken und Perspektiven

Bettina Otto:

Analyse thorakaler Verletzungsmuster beim polytraumatisierten Patienten mit Einfluss auf Komplikationen und Prognose. Untersuchungen anhand des Krankengutes der Chirurgischen Intensivstation des Universitätsklinikums Leipzig AöR 1997–2000

Kathrin Pollmer:

Zur Ätiologie keilförmiger Zahnhalsdefekte

Daniel Schiefer:

Behandlungsergebnisse nach Versorgung distaler Radiusfrakturen ohne die Verwendung einer Spongiosaplastik

Uwe Schmeier:

Mediastinale Lymphknotenmetastasierung beim nichtkleinzelligen Bronchialkarzinom in Korrelation zu klinischen und histopathologischen Parametern

Joachim Seidel:

Befähigungsprogramm zum Umgang mit Sterbenden und deren Angehörigen. Zielgruppenspezifische Durchführung und Ergebnisse bei Krankenpflegepersonal

Alexandra Streckfuß:

Posttherapeutische Stimmqualität bei Patienten mit glottischem Laryxkarzinom. Laserchirurgie versus primäre Bestrahlung

Jan Wiegand:

Molekulares Modellierung der HIV-1 Reversen Transkriptase und von nichtnukleosidischen Inhibitoren der Reversen Transkriptase (NNRTI) und Quantitative Struktur-Wirkungsanalyse von Tetrahydroimidazo-(4,5,1-jk)-(1,4)-benzodiazepinonen und -thionen und Derivaten (TIBO)

Gunther Wurschi:

Elektronenstrahlmikroskopische Analyse der Interfaceregion an verschiedenen Implantmaterialien unter besonderer Berücksichtigung der Elemente Kalzium, Phosphor und Schwefel

Anke Hensel:

Der Nutzen volumetrischer Hirnmessungen zur Vorhersage kognitiver Veränderung bei älteren Menschen

Clemens Schiefer:

Untersuchungen zur Wirkung eines 12-Stunden-Wechselschichtsystems auf das Anlagenpersonal der European Vinyls Corporation (Deutschland) GmbH – Werk Schkopau

Heike Pfeifer:

Modulation der Modulation der Genexpression von alpha-Fetoprotein mittels Antisense-Oligodeoxynukleotiden am Beispiel der Zelllinie Hep G2

Andrea Hahn:

Beiträge zur Epidemiologie von Enteroviren in Sachsen für das Jahr 2001

Mirjam Moltrecht:

„Lucia Frey – Rekonstruktionen eines Lebens.“ Zur bleibenden Erinnerung.

Grit Neubert:

Die Narbenhernieninzidenz großer abdominalen Incisionen nach Everett-Naht

Susann Geppert:

Selbstwirksamkeit und Zahngesundheit – Eine medizinisch-psychologische Studie in drei Altersbereichen

Matthias W. Richter:

Wird *Helicobacter pylori* durch Wasser übertragen? Eine umweltepidemiologische Untersuchung bei Schülern der 2. Klasse im Muldentalkreis.

Angelika Kädtler:

Psychophysiologische Differentialtypologie der Podiumsangst – Streßbelastung und Streßbewältigung bei Berufsmusikern

Christoph Stockmar:

Vakzination mit verschiedenen, auch gentechnisch modifizierten autologen Melanomzellen in die Milz im Maus-Tumor-Modell

Mongonpurew Wolf:

Dopplersonographische Befunde bei Schwangerschaften mit fetalen Anomalien

Evelyn Claus:

Einfluss von Interferon-gamma und Gliadin auf Mortalität, metabolische Aktivität und Proliferation von primären Dünndarmfibroblasten

Tanja Therese Martha Purucker:

Anästhesiologische Verlaufsbeobachtungen ophthalmologischer Patienten nach Anwendung mittel- und ultrakurz wirksamer Anästhetika

jeweils 1/05:

Wolfram Aust:

Untersuchungen zum Einfluß des Diabetes mellitus Typ I auf hämodynamische und biochemische Parameter isolierter Langendorff-Herzen in Abhängigkeit von L-Carnitin

Ulrich Böhm:

Untersuchungen der Konzentration von L-Carnitin und Malondialdehyd in isolierten, perfundierten Langendorff-Herzen in Abhängigkeit von verschiedenen Perfusionsbedingungen während der postischämischen Reperfusionperiode

Stefan Martin Fischer:

Untersuchungen zur klinischen Bedeutung des primären Myoadenylatdeaminase-Mangels (MADD)

Sönke Schwarting:

Neuron:Glia-Verhältnis in der Netzhaut verschiedener Säugetiere

Holger Spalteholz:

Hypohalogenensäure- und Myeloperoxidase-induzierte Veränderungen in Phosphatidylcholin

Susanne Wendt:

Modulierung der retinalen Adhäsion: Erleichterung der Makulatranslokation zur Therapie der altersabhängigen Makuladegeneration

Zoltan Gerevich:

Inhibition by adenosine A2a receptors of NMDA and GABAa receptor-mediated synaptic currents in a subpopulation of rat striatal neurons: an aspect of adenosine effects in Parkinson's disease

Marco Mathys:

Myosinisoformen und Muskelfasertypen in der äußeren Augenmuskulatur des Pferdes

jeweils 2/05:

Martje Jensen:

Untersuchung zur Zellzyklusderegulation von Rötelnvirus in BHK21- und ECV304-Zellen bei akuter und persistierender Infektion

Rainer Ditz:

Polymorphismen der endothelialen Stickstoffmonoxidsynthase: Einfluss auf Endotheldysfunktion und Trainierbarkeit von Patienten mit Koronarer Herzkrankheit

Anke Dörjes:

Die Homöopathenfamilie Dr. Schweikert

Steffen Fuchs:

Hereditäre motorische und sensible Neuropathie vom Typ Ia (HMSN Ia) und Hereditäre Neuropathie mit Neigung zu Druckläsionen (HNPP) – Vergleich der molekulargenetischen Testverfahren PCR, Southern Blot, FISH anhand des Patientengutes des Humangenetischen Institutes der Universität Leipzig

Franziska Stelzner:

Zum Werdegang der ersten praktizierenden Leipziger Zahnärztinnen am Beispiel von Alexandra Koch, geb. Pischurka (1895–1986).

Anja Heintz:

Häufigkeit und Bedeutung von Taubenzeckenstichen und anschließenden Reaktionen bei Bewohnern von Wohnungen mit Befall durch Taubenzecken (Argas reflexus)

Sven Heinrich:

Die prognostische Bedeutung histopathologischer Parameter sowie der MVD (microvesseldensity) beim invasiven Karzinom der Cervix uteri

Petra Kunkel:

Normvarianten und Nähte des Os temporale im axialen Computertomogramm



Gezielte Teilhabe am Prestige der Landesuniversität: Einweihung des Standbildes des Königs Friedrich August III. im Jubiläumsjahr 1909. Das Foto ist dem Buch „1409–1909. Die Jubelfeier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig“ entnommen, herausgegeben von Dr. Trenkler & Co., Graphische Kunstanstalt, Verlag der Rossberg'schen Buchhandlung, Leipzig 1909.

Vom Kaiserreich zum SED-Staat

Neues Buch zur Uni-Geschichte

Von Ulf Morgenstern, Historisches Seminar

„Fünf Jahre nach der 500-Jahrfeier ging bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges die große Blütezeit der Universität Leipzig zu Ende.“ Diese einfache, wenn auch prinzipiell richtige Wertung nahm der Historiker und ehemalige Leipziger Student Herbert Helbig in seiner kurzen Geschichte der Universität aus dem Jahr 1961 vor.

Wodurch aber war dieses Zuvor gekennzeichnet, diese „große Blütezeit“ der deutschen und nicht zuletzt der Leipziger Wissenschaftsgeschichte? Und vor allem: Was kam danach? Diesen Fragen spüren 20 Beiträge eines neuen Sammelbandes zur Geschichte der sächsischen Landesuniversität nach und zeigen dabei, dass die „große Zeit“ Leipzigs keineswegs auf allen Gebieten vorüber war. Entstanden sind die Studien am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte, wo unter der Leitung von Prof. Dr. Ulrich von Hehl seit einigen Jahren in Vorbereitung auf das 600. Gründungsjubiläum im Jahr 2009 verstärkt zur hiesigen Universitätsgeschichte gearbeitet wird.

Zeitlich umschließt der Band das spannungsreiche halbe Jahrhundert vom ausgehenden Kaiserreich bis zur vermeintlich endgültigen deutschen Teilung in den frühen 1950er Jahren. Da sich damals wie

heute allgemeine politische und gesellschaftliche Veränderungen auch in Alltag und Entwicklung der Leipziger Alma mater widerspiegeln, geht ein Gutteil der Beiträge auf eben jene Problematik ein. In drei zeitlichen Abschnitten zu Kaiserreich, Weimarer Republik und Drittem Reich werden verschiedene thematische Schlaglichter auf die Verwobenheit der Universität mit der sächsischen und deutschen Geschichte geworfen.

Als Kontinuum ergibt sich dabei über den Wechsel der politischen Systeme hinweg, daß die Regierungen in Dresden tunlichst vom Ansehen der bis in die 1920er Jahre hinein drittgrößten Universität des Reichs zu profitieren und sich auch gegen Zentralisierungstendenzen unter dem Nationalsozialismus zu behaupten suchten.

Ohne Rücksicht auf jahrhundertealte Traditionen brachen dann die kommunistischen Machthaber nach 1945 mit diesen Mustern und bauten den ideologischen Einfluss der KPD- bzw. SED-Parteilinie auf die eigentlich freie Stätte des Geistes aus.

Neben diesen Wechselwirkungen zwischen Universität und Staat widmen andere Beiträge ihr Interesse inneruniversitären Phä-

nomenen wie der Entwicklung einzelner Fächer oder der Beziehung zwischen Lehrenden und Studierenden. Wem z. B. die komplizierten Mechanismen studentischer Selbstverwaltung in der heutigen Universität ein Buch mit sieben Siegeln sind, kann sich leicht ein Bild davon machen, dass diese auch in der Weimarer Republik nicht einfach zu verstehen sind, aber immerhin die vollständige Übernahme des AStA durch die Nationalsozialisten vor 1933 verhindert haben.

Den einzelnen Beiträgen ist ein ausführlicher Literatur- und Forschungsbericht vorangestellt, in dem der Herausgeber neben dem bereits Geleisteten besonders auf die noch verbleibenden Fragen zur Entwicklung der Universität eingeht. Deren auch nur teilweise Beantwortung wird gerade für die wechselvolle erste Hälfte des 20. Jahrhunderts noch erhebliche Anstrengungen erfordern. Der nun vorliegende Band bietet jedoch bereits einen nach vielen Seiten greifenden und höchst ertragreichen Überblick zu einem der bewegtesten Abschnitte der Leipziger Universitätsgeschichte.



Sachsens Landesuniversität in Monarchie, Republik und Diktatur. Beiträge zur Geschichte der Universität Leipzig vom Kaiserreich bis zur Auflösung des Landes Sachsen 1952. Hrsg. von Ulrich von Hehl. Leipzig 2005 (Beiträge zur Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; A 3). 585 Seiten. ISBN 3-374-02282-0. Preis: 48 Euro.

Die Präsentation des Bandes findet am 24. November um 10 Uhr im Vortragssaal der Albertina statt.

Ausnahmen? Keine!

Die Leipziger Junggrammatiker machten in der Indogermanistik von sich reden

Von Prof. Dr. Harald Wiese, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät

Als der klassische Philologe Georg Curtius 1861 nach Leipzig berufen wurde, herrschte in den sprachwissenschaftlichen Kreisen der Stadt ein lebhaftes Diskussionsklima. Curtius (1820–1885) selbst sorgte dafür, dass es noch lebhafter wurde, vor allem in der von ihm gegründeten „Grammatischen Gesellschaft“. Zum anderen gab es einige Jahre nach Curtius' Eintreffen wöchentliche Treffen („Kneipabende“) der jüngeren Generation von Sprachwissenschaftlern im Leipziger Coffee-Baum. Der älteste Besucher dieses Kreises war der Slavist August Leskien, der 1870, fast zehn Jahre nach Curtius, nach Leipzig berufen wurde. Leskien hatte einen großen Einfluss auf die jungen Sprachwissenschaftler. In seinen Seminaren wurde schon 1872 die „Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze“ diskutiert. Dieses Prinzip stand im klaren Widerspruch zur Auffassung Georg Curtius', der die Unterscheidung in „regelmäßige oder durchgreifende“ und „unregelmäßige oder sporadische“ Lautveränderungen lehrte.

„Unmöglich“ – das harte Urteil der Junggrammatiker

Auf der Grundlage der Ausnahmslosigkeit kritisierten die jüngeren Wissenschaftler um Leskien viele bis zu ihrer Zeit anerkannte Wortverwandtschaften als „unmöglich“. Dieses Wort muss in jenen Jahren in Leipzig oft gefallen sein. Es wurde Curtius und Pott (s. Kasten S. 36) von ihren ehemaligen Schülern entgegengehalten. Die älteren Sprachwissenschaftler waren ungehalten, dass von ihnen für richtig Befundenes unter Bezug auf das Leskiensche Postulat abgetan wurde. Curtius nannte, mit einiger Bitterkeit und Ironie, „unmöglich“

das „Lieblingwort der neuen Schule“. Er und Pott fanden, dass die Jünger die Leistungen der Älteren nicht gebührend würdigten und deren Erkenntnisse zu frech verwarfen.

In diesem Klima entstand in Leipzig das Spottwort „Junggrammatiker“, mit dem die jüngeren Sprachwissenschaftler herablassend-gönnerrhaft bezeichnet wurden. Später akzeptierten sie diesen Begriff und verwendeten ihn für sich selbst. Zu den Junggrammatikern zählten neben August Leskien u. a. Hermann Osthoff (1847–1909) und Karl Brugmann (1849–1918). Die Junggrammatiker machten Leipzig zum weltweiten Zentrum der indogermanischen Forschung.

August Leskien legte die Forderung der „Ausnahmslosigkeit“ erst 1876 schriftlich nieder; sie blieb aber ohne großen Widerhall. Als Paukenschlag wurde dagegen die Einleitung zu Band I der 1878 erschienenen „Morphologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen“ empfunden, die im Wesentlichen von Karl Brugmann verfasst wurde und auch von Hermann Osthoff unterschrieben worden ist. Diese Einleitung wurde später als „Junggrammatisches Manifest“ berühmt. Sie enthält den zentralen Satz: „Aller lautwandel, soweit er mechanisch vor sich geht, vollzieht sich nach ausnahmslosen gesetzen, d. h. die richtung der lautbewegung ist bei allen angehörigen einer sprachgenossenschaft, außer dem fall, daß dialektspaltung eintritt, stets dieselbe ...“

Mit nicht-mechanischem Lautwandel sind hier vor allem Analogien (Angleichung nach vorherrschendem Muster) und Entlehnungen (wie z. B. *Fenster* und *Wein* aus lat. *fenestra* bzw. *vinum*) gemeint. Das junggrammatische Bekenntnis ist komplizierter als es scheint. Denn die „sprachge-

Die Indogermanistik

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war die Universität Leipzig wissenschaftliche Heimat der Indogermanistik, der vergleichenden Erforschung der so genannten indogermanischen Sprachen. Zu diesen zählen, grob gesprochen, die Sprachen zwischen Indien (Sanskrit) und Island (Altisländisch als germanische Sprache) und zudem, als Neuentdeckungen des 20. Jahrhunderts, Tocharisch und Hethitisch. Finnisch, Estnisch, Ungarisch und Baskisch gehören nicht dazu.

Die indogermanischen Sprachen stammen von einer nicht direkt bezeugten Ursprache ab. Die indogermanische Sprachwissenschaft hat drei Aufgaben zu meistern: Sprachvergleichung, Lautgesetzbildung und Rekonstruktion der indogermanischen Ursprache.

„Lautgesetz“ ist einer der zentralen Begriffe der Indogermanistik. So nimmt man heute an, dass das indogermanische

nossenschaft“ bzw. die Grenzen von Dialekten werden ja gerade durch die Lautgesetze definiert. So entsteht Hochdeutsch dort, wo germanisches *t* zu *z* (wie in *zwei* aus gemeingermanisch **twai*) wird.

Erst etliche Jahre nach Veröffentlichung des Manifests brach Georg Curtius den „Lautgesetz-Streit“ in publizierter Weise vom Zaun. Im Januar 1885 (etwa ein halbes Jahr vor seinem Tod) schlug er zurück: „Zur Kritik der neuesten Sprachforschung“ lautete der Titel seiner Schrift. Darin heißt es in einer zentralen Passage: „Sollte übrigens jener Grundsatz mehr die Bedeutung eines selbsterziehenden Principis haben in dem Sinne, daß wir uns wechselseitig ermahnen, von anerkannten Lautgesetzen nicht leichtsinnig Ausnahmen zuzulassen und für alle selteneren Lautbewegungen ... sorgfältig nach einem warum? zu fragen, so wird darüber eine Meinungsverschiedenheit unter vernünftigen Gelehrten kaum stattfinden können. ... Denn zwischen ‚sporadischen Lautveränderungen‘ und ‚vereinzelten, vorläufig nicht zu erklärenden‘ ist der Unterschied minimal.“

Gerade in diesem letzten Satz erweist sich Georg Curtius als Nicht-Junggrammatiker. Er zitiert viele Beispiele, die seiner Auffassung nach belegen, dass Lautwandel eben nicht immer regelmäßig erfolgt. Antwort erhält Curtius von Karl Brugmann noch im selben Jahr. Dieser verweist darauf, dass etliche der Beispiele angeblich sporadischen Lautwandels mittlerweile

**d* (vgl. lateinisch *duo*) zum germanischen *t* (noch in englisch *two* bewahrt) und dann zum hochdeutschen *z* (in *zwei*) wurde. In lat. *decem*, englisch *ten* und hochdeutsch *zehn* sieht man eine ganz deutliche Parallele. Das Sternchen vor dem indogermanischen *d* deutet an, dass es sich hier um eine rekonstruierte Form handelt.

Systematische Sprachvergleichung erfolgte erstmals durch Franz Bopp (1791–1867), der auch als Begründer dieser Wissenschaft gilt. Lautgesetze wurden exemplarisch anhand des Germanischen von Jacob Grimm (1785–1863) aufgestellt. Um den dritten Schritt, die Rekonstruktion der indogermanischen Sprache, haben sich zunächst August Friedrich Pott (1808–1887) und August Schleicher (1821–1868) verdient gemacht und anschließend die Mitglieder der „Leipziger Schule“.

durch alternative lautgesetzliche Erklärungen besser zu fassen sind. Und dann bemerkt Brugmann unversöhnlich, dass der bei Curtius als „minimal“ bezeichnete Unterschied in den Auffassungen in Wirklichkeit ein „himmelweiter“ sei.

Ein zweiter Streitpunkt: die Vokale

Neben dem abstrakten Problem der Ausnahmslosigkeit entzündete sich der Dissens auch an der junggrammatischen Auffassung über die zu rekonstruierenden indogermanischen Vokale. August Pott und auch Curtius nahmen, Franz Bopp und August Schleicher folgend, an, dass es im Indogermanischen lediglich die drei kurzen Vokale **a*, **i* und **u* gegeben habe, die auch im Altindischen vorzufinden sind. Altindisch *e* und *o* sind Diphthonge, entstanden aus *ai* bzw. *au*.

Die Junggrammatiker widersprachen dieser Auffassung entschieden. Sie kamen zu der Auffassung, dass die indogermanischen Vokale **a*, **e* und **o* im Altindischen in a zusammenfielen, während im Altgriechischen besonders schön der ursprüngliche Zustand bewahrt blieb. Die überzeugende Begründung basierte auf der Ausnahmslosigkeit: Wenn altindisch *a* den ursprünglicheren Zustand wiedergäbe, müsste man lautgesetzliche Bedingungen finden können, unter denen sich aus indogermanisch

**a* im Altgriechischen *a*, *e* oder *o* ergäbe. Solche Bedingungen gibt es nicht.

Karl Brugmann (1849–1918) war einer der Hauptprotagonisten des Lautgesetz-Streites. Er war als Student von Halle nach Leipzig gewechselt, um bei Curtius zu studieren, und erfreute sich der hohen Wertschätzung seines Lehrers, der ihn sogar zum Mitherausgeber der „Studien zur griechischen und lateinischen Grammatik“ machte. Nach dem Studium in Leipzig arbeitete Brugmann einige wenige Jahre als Lehrer. Er unterbrach seine Lehrertätigkeit, um sich an der Universität Leipzig im Jahre 1877 zu habilitieren. Seine erste Professorenstelle trat er in Freiburg an, wo er auf den Lehrstuhl für Vergleichende Sprachwissenschaft berufen wurde.

„Laufn“, „Besn“ und Co. – der silbische Nasal

Drei Jahre später konnte er eine Professur in Leipzig annehmen, wo er 32 Jahre lang bis zu seinem Tod außerordentlich produktiv wirkte. Noch während seiner Zeit als Lehrer verfasste Brugmann die Aufsehen erregende Schrift „Nasalis sonans in der indogermanischen Grundsprache“. „Nasalis sonans“ heißt „silbischer Nasal“. Diese sind in vielen Sprachen belegt. So spricht man im Deutschen *laufen* häufig als *laufn* und *Besen* als *Besn*, wobei das *e* nicht gesprochen wird, sondern das *n* silbisch realisiert wird.

Seit Brugmanns Veröffentlichung ist es akzeptiert, dass es bereits im Indogermanischen derartige silbische Nasale gegeben hat. Als Publikationsorgan wählte Brugmann während der Abwesenheit Georg Curtius' die „Studien“. Curtius war über diesen Schritt und über den Aufsatz selbst so erzürnt, dass er Brugmann als Herausgeber entließ und ihm untersagte, sich zukünftig als sein Schüler zu bezeichnen. Zu Georg Curtius' Ehrenrettung ist zu erwähnen, dass er in seiner Streitschrift die von Karl Brugmann vertretene Auffassung zu den silbischen Nasalen deutlich milder als in früheren Jahren beurteilte.

Nur zwei Jahre nach Brugmanns Veröffentlichung zu den silbischen Nasalen schlug der Schweizer Ferdinand de Saussure (1857–1913) in Leipzig ein weiteres spannendes Kapitel zu den indogermanischen Vokalen auf. Er studierte von 1876 bis 1880 an der Universität Leipzig bei den Junggrammatikern. Als 21-Jähriger verfasste er 1878 einen bahnbrechenden Auf-

satz. Aufgrund dieser Schrift des Leipziger Studenten gehen heute die meisten Indogermanisten davon aus, dass es in einer frühen Stufe der indogermanischen Sprache weder *a noch *o gegeben hat. Aus *e sind *a oder *o entstanden, wenn ein geeigneter „Laryngal“ dies bewirkt hat. Laryngale sind Konsonanten, über deren weitere phonetische Realisierung keine Einmütigkeit herrscht; bisweilen werden sie als Kehlkopflaute charakterisiert.

De Saussure hatte die Laryngale „erfunden“, um gewisse Erscheinungen im Altindischen in einem einheitlichen Raster erklären zu können. Das Interesse an de Saussures Erkenntnissen stieg allerdings erst an, als man in der heutigen Türkei vor fast 100 Jahren Lehmatafeln entdeckte, deren Entzifferung 1917, vier Jahre nach de Saussures Tod, gelang. Die auf diesen Lehmatafeln konservierte Sprache ist Hethitisch.

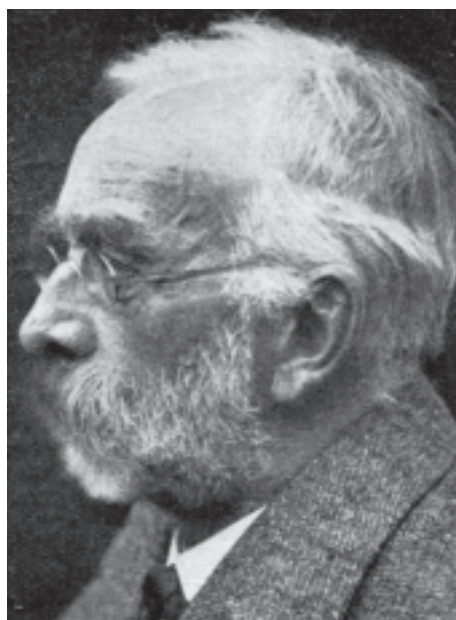
Eine Sensation waren die Lehmatafeln, die 150 Kilometer östlich von Ankara gefunden wurden, aus zwei Gründen: Zum einen bezeugten sie die älteste bis dato (und bis heute) belegte indogermanische Sprache; die ältesten Texte datieren um 1700 v. Christus. Zum anderen bestand die zweite und wichtigere Sensation darin, dass das Hethitische eine Bestätigung der Theorie de Saussures ergab. Denn der polnische Sprachwissenschaftler Jerzy Kurylowicz (1895–1978) hat im Hethitischen indoeuropäische Wörter entdeckt, die einen h-Laut dort aufweisen, wo de Saussure sie postulierte! Heute akzeptiert die Mehrheit der Indogermanisten die Laryngaltheorie.

Nach seiner Promotion in Leipzig im Jahre 1880 zog es de Saussure zunächst nach Paris und ab 1891 nach Genf. Seine Schüler andernorts liefen schließlich Leipzig den Rang als weltweit bedeutendste indogermanische Lehr- und Forschungsstätte ab. Heute wird Indogermanistik an vielen Universitäten der Welt gelehrt, allerdings nicht mehr in Leipzig.

Der Autor ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Leipzig. In jüngeren Jahren studierte er Volkswirtschaftslehre, Indogermanistik und Mathematik. Die Indogermanistik beschäftigt ihn noch immer, auch im Zusammenhang mit der Volkswirtschaftslehre. So geht „pekuniär“ auf lateinisch „pecus“ zurück, das mit deutsch „Vieh“ und engl. „fee“ verwandt ist: Offenbar haben Rinder auch Tauschfunktionen ausgeübt.



Gesichter der Uni



Karl Bücher (1847–1930)

Quelle: Zeitschrift
„Zeitungswissenschaft“, 1. Jg. 1926

Die Reihe „Gesichter der Uni“ erscheint seit April 2004 regelmäßig im *Uni-Journal*.

Sie umfasst kurze Portraits von Universitätsangehörigen verschiedenster Jahrhunderte. Dunkle Kapitel der Universitätsgeschichte bleiben dabei nicht ausgespart. Geschrieben werden die Portraits von Angehörigen und Mitarbeitern der „Kommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“.

Auf einen Blick finden Sie die „Gesichter“ im Internet unter www.uni-leipzig.de/journal/gesichter

In diesen Tagen jährt sich zum 75. Male der Todestag des Nationalökonomen und Zeitungskundlers Karl Bücher.

Bücher, am 16. 2. 1847 in Kirberg (heute Ortsteil von Hünfelden bei Limburg a. d. Lahn) geboren, studierte an den Universitäten Bonn und Göttingen Alte Geschichte und Philologie. Nach der Promotion war er mehrere Jahre als Gymnasiallehrer tätig. 1878 nahm Bücher ein Angebot des Herausgebers der „Frankfurter Zeitung“, Leopold Sonnemann, an und wurde Redakteur des sozial- und wirtschaftspolitischen Ressorts. Aus einem dabei immer stärker zu Tage tretenden Interesse für die sozial- und wirtschaftspolitischen Fragen am Beginn der Ära Bismarck heraus fasste er eine Habilitation in Nationalökonomie ins Auge. 1881 erhielt er an der Uni München die *Venia legendi* für Nationalökonomie und Statistik. Nach Ordinariaten an den Universitäten Dorpat, Basel und Karlsruhe folgte er 1892 einem Ruf an die Uni Leipzig, wo er bis 1917 lehrte.

Büchers nationalökonomisches Werk ist charakteristisch für die Erkenntnisperspektive der „jüngeren Historischen Schule“. Diese hatte sich zum Ziel gesetzt, den „zeitgenössischen Problemen durch die Rekonstruktion ihrer historischen Wurzeln auf die Spur zu kommen.“ (Bertram Schefold) Dafür steht auch Büchers „Wirtschaftsstufentheorie“, die er in dem Werk darstellte, mit dem er als Nationalökonom Ansehen und Berühmtheit erlangte, seiner zweiteiligen Aufsatzsammlung „Die Entstehung der Volkswirtschaft“ (1893, 1918).

Nach der Emeritierung widmete Bücher seine ganze Kraft noch einem Feld, das ihn Zeit seines Lebens – praktisch in seinen Jahren als Journalist der „Frankfurter Zeitung“, theoretisch in seiner nationalökonomischen Lehre – begleitet hat: der Zeitungskunde. 1916 errichtete er an der Universität Leipzig das erste Institut für Zeitungskunde in Deutschland. Ein im Sinne Büchers normatives Ziel war es dabei, den angehenden Journalisten eine akademisch fundierte und ebenso berufsvorbereitende wie zeitungsfachliche Ausbildung zu ermöglichen, um damit das Niveau der Presse zu heben. Andererseits wollte er für die Presse eine Stätte der ernststen wissenschaftlichen Forschung schaffen. 1926 gipfelten seine Bemühungen für das Fach in der Einrichtung der ersten ordentlichen Professur für Zeitungskunde.

Karl Bücher starb am 12. November 1930 in Leipzig. Erik Koenen, Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft

Wenn Mauerreste reden könnten

Die Geschichte des Fürstenhauses

Von Christiane Richter, Institut für Theaterwissenschaft

Die heutigen Besucher Leipzigs, die ihr Auto in der Tiefgarage am Augustusplatz parken und dann in Richtung Innenstadt durch die Grimmaische Straße gehen, können sich sicher schwer vorstellen, wie sie diesen Weg vor etwa 200 Jahren hätten passieren müssen. Zunächst wäre da erst einmal am Grimmaischen Tore der Torgroschen beim Stadtsoldaten zu bezahlen gewesen. Auch mussten Besucher angeben, wer sie sind, warum sie in die Innenstadt wollen und wie lange sie zu bleiben gedenken. Waren sie dann endlich auf der Grimmaischen Straße angelangt und wollten ihren Weg weiter fortsetzen gen Innenstadt, dann blickten sie linkerhand auf einen reizvollen Botanischen Garten (heute etwa das Gelände der Universitätsbuchhandlung sowie der jetzigen Zentralmensa/Cafeteria mit davor liegenden Springbrunnen) und daran anschließend auf ein eindrucksvolles Gebäude aus der Renaissancezeit mit zwei prächtigen Erkern – das sogenannte Fürstenhaus (Grimmaische Straße/Ecke Universitätsstraße), welches der Universität gehörte.

„Perle unter den Renaissancebauten“

Das Fürstenhaus wurde seiner Schönheit wegen als „Perle unter den Renaissancebauten Leipzigs“ bezeichnet und wurde nur zwei Jahre nach dem Bau des Alten Rathauses, also 1558, von dem Leipziger Ratsherrn Dr. Georg Roth errichtet. In den folgenden Jahren hat das Haus öfter seinen Besitzer gewechselt, bis es schließlich zur Universität kam.

Den Namen Fürstenhaus führt das Gebäude seit 1612, als die in Leipzig studierenden Söhne des Herzogs Wilhelm von Sachsen-Altenburg dort wohnten. Die Universität sah dies als eine große Ehre an und ließ deshalb eine Erinnerungstafel anbringen.

Am 12.01.1648 überließ der Oberstleutnant Wolfgang Meurer das Fürstenhaus sowie den daran anschließenden Garten der Universität gegen eine jährliche Leibrente als Schenkung mit der Bedingung, dass der Garten zum Anbau medizinischer Kräuter, als Botanischer Garten, verwendet werden sollte. Die Universität „ließ zur Erinnerung an den Erwerb des Fürstenhauses über dem Torweg in der Grimmaischen Straße das Wappen Kursachsens, das der Universität und die Schilder von Wolfgang Meurer nebst dem seiner Gemahlin Elisabeth Scholastica, geborene von Mergenthal, anbringen“, schrieb die „Leipziger Volkszeitung“ im August 1922.

Das Fürstenhaus galt als das vornehmste und imposanteste Renaissancebürgerhaus der Leipziger Innenstadt. Auf den Grundmauern alter Bürgerhäuser und des an-

stoßenden Dominikanerklosters wurde es errichtet. „Nach dem Paulinerkirchhof, teilweise sogar auf seiner geweihten Stätte, benachbart dem Orte, wo der Ablaßprediger Tetzl ruhte, erhob sich das für die damalige Zeit stolze Gebäude und trotzte mit seinen festen Mauern, seiner gediegenen Fassade ...“, heißt es in einer Beilage der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ vom 27. 12. 1912.

Die Hauptfront des Hauses war der Grimmaischen Straße zugewandt. Es bestand aus drei Etagen und einem prächtigen Dachgeschoss ähnlich dem des Alten Rathauses. Am Torweg rechts befand sich ein Engelskopf, der den alten Bauten entstammte, die dem Fürstenhaus weichen mussten. Durch den gewölbten Torweg gelangte man rechts zu einem Treppenturm mit Wendelstein. Er verband die einzelnen Geschosse über Galerien hinweg. Im Turmhelm befand sich eine von Georg Schesler 1659 in Leipzig gegossene Glocke. Sie hing später im Dachreiter der Paulinerkirche und war von 1982 an bis zum Sommer dieses Jahres im Innenhof der Universität zu sehen.

Der größte Reiz jedoch waren die beiden reich verzierten Erker in Dreiviertelrundungen, welche die Hauptfront flankierten. Die Leipziger Erker hatten eine lange und ausgeprägte Tradition, man denke nur an den Prachterker in Barthels Hof. „Leipzig



Dieser historische Kupferstich zeigt die Grimmaische Straße, wie sie um 1700 aussah. Ganz links sieht man das ehemalige Grimmaische Tor sowie die Paulinerkirche. Daran anschließend hinter einer Mauer befand sich der Botanische Garten (heute etwa das Areal der Universitätsbuchhandlung sowie der Zentralmensa/Cafeteria mit davor liegenden Springbrunnen). Rechts ist das ehemalige Fürstenhaus mit seinen Prachterkern dargestellt (heute Teil des Seminargebäudes/Ecke zur Universitätsstraße).

Abbildung: Stadtgeschichtliches Museum



Links: Grimmaische Straße mit Fürstenhaus, um 1885. Das Fürstenhaus wurde mehr und mehr kaufmännischen Zwecken angepasst. So vermietete die Universität das Gebäude u. a. an die Firma „Eulitz“, die sich Anfang des letzten Jahrhunderts als größtes Spezialgeschäft für Strumpfwaren eines sehr guten Rufes erfreute, nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland.

Rechts: Ein aktuelles Foto aus einer ähnlichen Perspektive. Der Neubau rechts im Bild steht an der Stelle des früheren Nachbargebäudes des Fürstenhauses.



war eine besonders erkerreiche Stadt. ‚Zur Erhaltung mehren Lichtes und Raumes‘, wie es in den Leipziger Ratsakten heißt, aber wohl vor allem, um ‚auf die Straße hinaustreten‘ und so das Treiben auf der Gasse beobachten zu können‘, schrieb Wolfgang Hocquél 1985 in der ‚Leipziger Volkszeitung‘. Die unteren Brüstungsplatten der Erker waren je mit drei Wappen versehen, die vermutlich bürgerlichen Familien Leipzigs angehörten. Die Brüstungsplatten darüber zierte Porträts, wahrscheinlich von den Trägern der Wappen. Den oberen Abschluss der Erker bildeten in Kupfer gedeckte geschwungene Hauben. Es wird angenommen, dass der Steinmetz Paul Wiedemann diese Prachterker aus Rochlitzer Porphyrtuff geschaffen hat, denn in den rechten Erker waren seine Initialen PW eingehauen.

Eine wertvolle getäfelte Holzdecke zierte einst das westliche Erkerzimmer des Fürstenhauses. Diese wurde bereits 1921 bei einem Umbau entfernt. Der Einbau dieser Decke im Kulturraum der Universitätsbibliothek in der Beethovenstraße erfolgte 1930. Zu DDR-Zeiten wurden in der Weihnachtszeit in diesem Raum von den Universitätsangehörigen für deren Kinder Märchen einstudiert und aufgeführt. So saßen die Kleinen gespannt bei Plätzchen und Kakao und bewunderten ihre Eltern, wie sie z. B. „Das tapfere Schneiderlein“ oder „Schneeweißchen und Rosenrot“ auf-

führten. Durch den Einbau neuer Magazingschosse 1993–1995 beim Wiederaufbau der Universitätsbibliothek musste die Decke dort entfernt werden. Vor dem Einbau am neuen Ort, dem sogenannten Fürstenzimmer in der Universitätsbibliothek, wurde sie restauriert sowie spätere Farbschichten und Ergänzungen entfernt.

Die Zerstörung in der Bombennacht

Leider gibt es das imposante Bauwerk in der Grimmaischen Straße heute nicht mehr. Die Geschichte des knapp 400 Jahre alten Fürstenhauses endete abrupt mit der Bombennacht vom 4. Dezember 1943. An diesem Tag kam es zum schwersten Luftangriff, den Leipzig je erlebt hatte. Die Bevölkerung Leipzigs hatte keine Ahnung von der bevorstehenden Schreckensnacht. Sie schlief noch, denn es war gegen 3:30 Uhr in der Nacht zum 4. Dezember. Vierzig Minuten dauerte der Angriff der 400 Bombermaschinen auf die Messestadt. Als die letzte Maschine abfliegt, brennt fast ganz Leipzig, so auch die Universität am Augustusplatz und das der Universität gehörende Fürstenhaus. Ein Augenzeuge des Bombenangriffs auf Leipzig schrieb in seinem Tagebuch: „Der Weg durch die Grimmaische Straße führte durch rauchende Ruinen. Felsche war ein Trümmer-

Schüsse vor dem Fürstenhaus

„Als im Oktober 1664 Kurfürst Johann Georg II. mit dem Kronprinzen vierzehn Tage in Leipzig gewelt hatten und nach deren Abreise die bewaffnete Bürgerschaft, welche Ehrendienst verrichtet, abmarschierte und unterwegs ihre Gewehre abfeuerte, geschah es, daß vor dem Fürstenhause die Jungfrau Maria Weißhaupt durch einen Schuß in die Schulter schwer verletzt wurde und bald ihrer Wunde erlag. Nun hatte auch ein Student namens Bonifacius Kannegießer aus Sangerhausen, der im Fürstenhaus wohnte, aus einem Fenster Freuden-schüsse abgefeuert und sollte nun den Unglücksschuß getan haben. Er wurde ins Gefängnis gebracht und empfing hier einen Brief von seiner Geliebten Johanna Klinge, der auf die Nachwelt gekommen und so herzbrechenden Inhalts ist, daß wir ihn unseren Lesern nicht vorenthalten: ‚Ich verbleibe die bedrippte undt von dir gans verlassene und werte bleiben dir Treu bestendig bist in den dot so lange seufzende Johanna Klinge.‘ Auf einen Reinigungseid hin wurde der Student freigelassen und konnte in die Arme seiner ‚seufzenden Johanna‘ zurückkehren.“ (Aus: „Der Leipziger“, Heft 17, 24. 04. 1921)

Kafkas Besuch

Franz Kafka wurde 1912 bei seinem Besuch in Leipzig von Max Brod beim Verleger Rowohlt eingeführt. Er schildert zunächst sein Unbehagen über die Stadt: „Abend in Leipzig. Maxens topographischer Instinkt, mein Verlorensein.“ Jedoch verfliegen diese negativen Eindrücke umgehend, als er das Fürstenhaus in seiner Schönheit erblickt und sich darüber mit seinem Begleiter unterhalten haben muss: „Dagegen stelle ich, später vom Führer bestätigt, einen schönen Erker am Fürstenhaus fest.“

(Zitate aus: Franz Kafka: Nicht zu beiseitigende Unzufriedenheit mit Leipzig 1912. In: Leipzig in alten und neuen Reisebeschreibungen, ausgewählt von Eka Donner, 1990)



Die Glocke der Universität Leipzig (gestiftet zum 250. Jubiläum 1659) hing zunächst im Turmhelm des Fürstenhauses. Später befand sie sich im Dachreiter der Paulinerkirche und dann seit 1982 im Campus-Innenhof. In diesem Sommer wurde sie im Zuge des Umbaus demontiert.

Foto: Christiane Richter

Zar Peter der I. im Fürstenhaus

Seitdem die Söhne Herzog Wilhelm von Sachsen-Altenburg im Fürstenhaus wohnten, hat das Fürstenhaus viele gekrönte Häupter in seinen Mauern gesehen. „Besonders bemerkenswert war der Aufenthalt Peters des Großen auf seiner Reise nach Karlsbad, der am 14. Oktober 1712 im Fürstenhause abstieg und dann die Pleißenburg und andere ‚wohlangelegte Gebäude‘ Leipzigs besichtigte. Oberhofmarschall von Löwendal machte den Führer und ‚bewirtete ihn herrlich‘“, wie die Beschreibung über Peters Aufenthalt in der illustrierten Wochenschrift „Der Leipziger“ (Heft 17, 24. 04. 1921) besagt.

haufe, das Mauritianum vernichtet, das prächtige alte Fürstenhaus mit seinen schönen Erkern, die eine hohe Entwicklung der Steinmetzarbeit bekundeten, wurde 1558 in der Renaissancezeit erbaut und durch den Terrorangriff zum Einsturz gebracht. Nur das hässliche Indantrenhaus und ein Kaufhaus sind stehen geblieben.“ (Aus: Leipzig brennt. Lehmstedt Verlag 2003).

Letzte Spuren

Jedoch sind die Spuren des Fürstenhauses nicht vollkommen verschwunden. Genau gegenüber dem historischen Standort, heute Grimmaische Straße 17 (Eiscafé San

Remo), hat man an das Fürstenhaus erinnert, indem man dort an einen Neubau eine Kopie des historischen linken Erkers des Fürstenhauses anbrachte. Beim Abriss der Ruine des Fürstenhauses hatte man Reste der prachtvollen historischen Erker geborgen und diese in den Kellern der Moritzbastei deponiert. Nach diesen erhaltenen Originalteilen und guten Fotos hat der Dresdner Bildhauer Christian Hempel 1985 eine hervorragende Kopie des linken Fürstenhauserkers hergestellt. Wie damals am Original, so kann man auch heute noch die lateinische Inschrift über den Fenstern lesen: „Turris fortissima nomen domini, beati omnes qui confidunt in eo“, zu

Deutsch: „Der festeste Turm ist der Name des Herrn, glücklich alle, die sich zu ihm bekennen.“

Der Apothekergarten

Wie eingangs erwähnt, hatte der Oberstleutnant Wolfgang Meurer das Fürstenhaus sowie den daran anschließenden Garten der Universität gegen eine jährliche Leibrente als Schenkung mit der Bedingung übereignet, dass der Garten zum Anbau medizinischer Kräuter als Botanischer Garten verwendet werden sollte. Die Universität richtete somit 1653 als Ersatz für den während des Dreißigjährigen Krieges

Das zerstörte Fürstenhaus (Foto links). Das Trümmerbild wurde um 1947 von einem unbekannten Fotografen aufgenommen. Die Reste der beiden Erker konnten geborgen werden und wurden in der Moritzbastei deponiert. Nach den erhaltenen Originalteilen sowie guten Fotos wurde 1985 am Neubau gegenüber des ursprünglichen Standortes eine hervorragende Kopie des linken Fürstenhauserkers angebracht (Foto rechts).

Fotos: Stadtgeschichtliches Museum/
Dietmar Fischer





Diese historische Postkarte zeigt das Fürstenhaus und das Grimmaische Tor. Durch dieses Tor vom Augustusplatz kommend, gelangte man auf die Grimmaische Straße. Linkerhand an der Ecke Grimmaische Straße/Universitätsstraße präsentierte sich das Fürstenhaus (seit 1648 in Universitätsbesitz).

Abbildung:
Stadtgeschichtliches Museum

zerstörten Hortus medicus (Apothekergarten) einen neuen Botanischen Garten auf dem Gelände des „Großen Fürsten Gartens“ ein, der sich zwischen der Paulinerkirche und dem Großen Fürstenhaus befand. Dieser Garten bestand dann bis 1806. Er besaß ein kleines Gewächshaus mit einem Zimmer für Vorlesungen. In diesem Universitätsgarten wurden die Medizinstudenten unmittelbar an den pflanzlichen Objekten, den Arzneipflanzen, ausgebildet.

Da sich ja dieser Garten heute nicht mehr an dieser Stelle befindet, hat man vor einigen Jahren in unmittelbarer Nähe des jetzigen Standortes des Botanischen Gartens

in der Nähe der Johannisallee versucht, den alten Hortus medicus lipsiensis, wie er sich am Fürstenhaus in der Grimmaischen Straße präsentierte, in kleinerer Form wieder zu gestalten. Dabei werden auf vier Beeten, die der Anlage am ehemaligen Fürstenhaus entsprechen, Pflanzen gezeigt, die zu jener Zeit schon bekannt waren. So findet man dort eine rechteckige Anlage bestehend aus zwei Beeten mit Zierpflanzen, ein Beet mit Nutzpflanzen und ein Beet aus Giftpflanzen, die mit den damals im Gebiet Mitteldeutschlands üblichen Volksnamen bezeichnet sind.

Im Fürstenhaus selbst wohnen bekanntlich schon lange keine Fürsten und Zaren mehr.

Dort, wo Fürstenhaus und Apothekergarten sich befanden, strömen täglich mehrere Hundert Studierende in das Seminargebäude der Universität oder in die Mensa. Bald werden aber auch diese Gebäude nicht mehr ihr jetziges Aussehen haben, sondern renoviert und umgestaltet werden. Man darf gespannt sein, wie sich das Gesicht der Grimmaischen Straße erneut verändern wird.

Das „Fürstenzimmer“ in der Universitätsbibliothek. Die wertvoll getäfelte historische Holzdecke zierte einst das Erkerzimmer im Fürstenhaus.

Foto: Dietmar Fischer

Die Autorin

Christiane Richter hat an der Universität Leipzig studiert und hier ihre Abschlüsse der deutschen, englischen und russischen Sprache erworben. Sie ist seit 1997 am Institut für Theaterwissenschaft beschäftigt. Neben den Aufgaben der allgemeinen Institutsverwaltung leistet sie wissenschaftliche Zuarbeiten und baute das Videoarchiv auf. Sie leitet weiterhin das Theaterprogrammhefte-Archiv und bearbeitet Rechercheaufträge zu gesuchten Theaterinszenierungen.

Mit historischen Gebäuden beschäftigt sich Christiane Richter gern und oft. Zuletzt hatte sie sich für das *Uni-Journal* 1/2003 auf „Streifzüge durch die Geschichte des ‚Rothen Collegs‘“ begeben.

